

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

MITTEILUNGSBLATT DER
VEREINIGUNG VON
FREUNDEN U. FORDERERN
DER JOHANN WOLFGANG
GOETHE-UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN E. V.

3. Jahrgang — Heft 6 Preis 10 Pfg.

Juli 1953

Verlagsort Frankfurt a. M.

Der Kontinent rückt zusammen

Von Dr. Heinrich von Brentano, MdB.

Die Entwicklung zur europäischen Einheit hat seit einem Jahr bedeutende Fortschritte gemacht. Vor einem Jahr noch sprach man nur von europäischen Sondergemeinschaften, das heißt, Zusammenschlüssen supranationalen Charakters auf Teilgebieten des politischen und wirtschaftlichen Lebens. So erörterte man den Schumanplan, der die Produktion von Kohle und Stahl zusammenfassen sollte, und den Plevan-Plan, der die Zusammenlegung der europäischen Verteidigungskräfte zum Ziele hat.

Der Schuman-Plan ist inzwischen in Gestalt der Montanunion Wirklichkeit geworden. Seine Institutionen: die Hohe Behörde, die Gemeinsame Versammlung, der Gerichtshof und der Ministerrat arbeiten und treffen ihre Entscheidungen, an die alle Mitgliedstaaten gebunden sind. Der gemeinsame Markt für Kohle und Stahl ist eröffnet.

Der Vertrag zu einer weiteren Sondergemeinschaft, der Verteidigungsgemeinschaft, ist zwar noch nicht ratifiziert, aber von den Mitgliedstaaten unterzeichnet.

Diese Sondergemeinschaften waren nicht Selbstzweck, sondern ein Mittel auf dem Wege zu einem Vereinigten Europa. Um den Geist zu charakterisieren, der zu dem Abschluß des Montanvertrages führte, zitiere ich aus dem Vorspruch:

„In dem Bewußtsein, daß Europa nur durch konkrete Leistungen, die zunächst eine tatsächliche Verbundenheit schaffen, und durch die Errichtung gemeinsamer Grundlagen für die wirtschaftliche Entwicklung aufgebaut werden kann — entschlossen, an die Stelle der jahrhundertalten Rivalitäten einen Zusammenschluß ihrer wesentlichen Interessen zu setzen, durch die Errichtung einer wirtschaftlichen Gemeinschaft den ersten Grundstein für eine weitere und vertiefte Gemeinschaft unter Völkern zu legen, die lange Zeit durch blutige Auseinandersetzungen entzweit waren, und die institutionellen Grundlagen zu schaffen, die einem nunmehr allen gemeinsamen Schicksal die Richtung weisen können, haben die sechs Länder beschlossen, die Montanunion zu errichten.“

Es ist daher nicht erstaunlich, wieviel politische Dynamik durch die Gründung dieser ersten Sondergemeinschaft ausgelöst wurde.

Der Artikel 38 des Verteidigungsvertrages fordert bereits die Bildung einer auf demokratischer Grundlage gewählten Versammlung.

Dazu kam die Erkenntnis, daß das unkoordinierte Nebeneinanderstehen von Sondergemeinschaften die Gefahr einer europäischen Technokratie in sich birgt, die sich einer wahrhaft demokratischen Kontrolle entzieht.

Diese Überlegungen haben die sechs Außenminister in Luxemburg am 10. September 1952 einen weiteren entscheidenden Schritt zur politischen Organisation Europas tun lassen. Sie haben die Sonderversammlung, die sich aus den Parlamentariern der Gemeinsamen Versammlung und einigen aus der beratenden Versammlung des Europarates hinzugewählten Abgeordneten zusammensetzt, beauftragt, das Statut für eine Europäische politische Gemeinschaft auszuarbeiten.

Das grundsätzlich Neuartige und Umwälzende ist die Tatsache, daß zum ersten Male die Vereinigung mehrerer Staaten auf friedlichem Wege vollzogen werden soll. Zum ersten Male sind Parlamentarier mit einer echten diplomatischen Aufgabe betraut worden: der Ausarbeitung eines internationalen Vertrages. Die Sonderversammlung und der von ihr gegründete Verfassungsausschuß stellen eine ganz neue Form von diplomatischen Beziehungen dar.

Der Verfassungsausschuß hat in sechsmonatiger Arbeit einen Entwurf ausgearbeitet, der am 10. März 1953 von der Sonderversammlung ohne Gegenstimme bei fünf Enthaltungen angenommen und den sechs Außenministern zur weiteren Behandlung übergeben wurde.

Wie wird nun diese politische Gemeinschaft, kurz „Europäische Gemeinschaft“ genannt, aussehen?

Sie wird in sich die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl und die Europäische Verteidigungsgemeinschaft,

sobald diese gegründet ist, aufnehmen und einer echten politischen Kontrolle unterstellen. Doch ist das Zustandekommen der Verteidigungsgemeinschaft keinesfalls eine notwendige Voraussetzung für die Europäische Gemeinschaft.

Ihr institutioneller Aufbau ist weder der eines Bundesstaates noch der eines Staatenbundes. Da die klassischen Formen des Staats- und Völkerrechts nicht zu passen schienen, um das zu verwirklichen, was notwendig ist, hat der Verfassungsausschuß der Gemeinschaft eine staatsrechtliche Form gegeben, die aus jeder dieser Grundformen einzelne Elemente entlehnt.

Die Gemeinschaft wird eine europäische Regierung haben, den sogenannten Exekutivrat. Diese Regierung wird nicht aus nationalen, sondern aus europäisch verantwortlichen Ministern bestehen. Demgegenüber wird der Rat der Nationalen Minister die besonderen Interessen der Mitgliedstaaten zu wahren haben. Das Parlament wird aus einem in indirekter Wahl von den nationalen Parlamenten gewählten Senat und aus einer Völkerkammer bestehen, die in direkter Wahl von der Bevölkerung der sechs Mitgliedstaaten gewählt wird. Ein Wirtschafts- und Sozialrat wird als Vertreter der Arbeitnehmer- und Arbeitgeber-Organisationen Europas Regierung und Parlament der Europäischen Gemeinschaft beraten. Ein Gerichtshof, der im Bereich der Zuständigkeiten der Gemeinschaft die höchstrichterliche Rechtsprechung ausüben hat, wird über etwaige Streitigkeiten zu entscheiden haben und insoweit für die Rechtsprechung der nationalen Gerichte der Mitgliedstaaten verbindlich sein.

Außer den Zuständigkeiten, die bereits durch die Montanunion und den Verteidigungsvertrag gegeben sind, werden der Gemeinschaft Zuständigkeiten insbesondere auf wirtschaftlichem Gebiet zugewiesen werden mit dem Ziel, den gemeinsamen Markt für alle Güter und die Freizügigkeit der Menschen im Bereich der Gemeinschaft herzustellen.

Freilich umfaßt diese Gemeinschaft zunächst nur sechs Staaten. Die Satzung sucht aber in mannigfaltiger Weise allen übrigen europäischen Staaten den Anschluß und den Eintritt in die Europäische Gemeinschaft zu ermöglichen durch ein besonders geschaffenes System der „Assoziierung“ und durch eine enge Verbindung zum Europarat.

Wir sind überzeugt, daß die Gemeinschaft der Sechs nur den Anfang der Einheit Gesamteuropas darstellen kann, die das Ziel jeder Einigungsbemühung sein muß. Wir glauben, daß auch die anderen europäischen Staaten sich dieser Gemeinschaft anschließen werden, sobald sie einmal steht und wirkungsvoll arbeitet.

Daß dies so sein wird, können wir heute schon aus der Entwicklung der Beziehungen der Montanunion zu außerhalb der Gemeinschaft stehenden Mitgliedstaaten des Europarates schließen.

Der Satzungsentwurf geht von der Grunderkenntnis aus, daß nicht wegen der russischen Bedrohung und nicht wegen der amerikanischen Hilfe die Einheit Europas eine Notwendigkeit ist, sondern daß sie ein Gebot für die Völker Europas ist, wenn sie sich im Angesicht der großen Machtzusammenballungen auf der Welt behaupten wollen.

Das Ziel der Einheit Europas kann mithin nicht von politischen Tagesereignissen bestimmt werden.

Was könnte schon Deutschland, auf sich allein gestellt, was könnte jede europäische Nation, auf sich allein gestellt, in der heutigen politischen Wirklichkeit erreichen. Wer könnte glauben, daß seine Stimme genügendes Gewicht hätte, um auf den Lauf der Weltereignisse einen entscheidenden Einfluß auszuüben? Nur in der Einigkeit können sich die europäischen Völker bewahren.

Mehrmals haben sie die Gelegenheit einer Einigung verstreichen lassen, haben den Ruf der Zeit überhört. Gerade wir Deutschen, die so viele bittere Erfahrungen gemacht haben, müssen alles daransetzen, daß dieses letzte Mal die Chance ergriffen wird. Kehren wir zu dem System souveräner Staaten zurück, die sich nicht in einer Gemeinschaft zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen zusammen-

Marburg demonstrierte



Auf Anregung des ASTA demonstrierte die Studentenschaft in einem Schweigemarsch am Sonnabend, dem 20. 6. 53, gegen die Terrorakte der Sowjetzonenregierung nach dem Aufstand der Arbeiter in Ostberlin und der Sowjetzone. An dem Zuge, der sich durch die Stadt zum Marktplatz bewegte und sich dort nach dem Absingen der Nationalhymne auflöste, beteiligten sich etwa 3 000 Studenten und viele Bürger der Stadt Marburg.

schließen wollen, so wird Europa seinem sicheren Untergang nicht mehr entgehen.

Ich bin überzeugt, daß sich auch die Außenminister diesen Erkenntnissen nicht verschließen und ihre Arbeiten an dem Vertragsentwurf so beschleunigen werden, daß er in Kürze den nationalen Parlamenten zur Ratifizierung vorgelegt werden kann.

Wenn dann die Wahlen zu einem Europäischen Parlament ausgeschrieben werden, können wir mit neuem Mut und neuer Zuversicht in die Zukunft blicken. Die Eigengesetzlichkeit der Europäischen Gemeinschaft wird uns immer näher an unser Ziel heranführen, an die Vereinigten Staaten von Europa.

Zwischen Berlin und Europa

In Berlin und der Sowjetzone geht der Kampf weiter.

Wir hatten gemeint, es geht auch ohne Politik. Die Versuche des Frankfurter ASTA, die begonnene Tradition der Debatten über europäische Probleme auf den Universitätsfesten auch in diesem Jahr fortzusetzen, waren gescheitert. Vor knapp zwei Jahren hatte man als erste deutsche Universität die Europaflagge gehißt. Diesmal schien es, als ob Europa gar nicht so aktuell sei; aber da kam der Aufstand von Berlin dazwischen: eine Angelegenheit, die ganz Europa aufregte.

In unseren Kreisen hat sie Verlegenheit bedeutet. Denn so entschlossen war niemand, daß er aus dem Fest eine Kundgebung hätte machen und die Gelegenheit benutzen können, daß die Organisatoren schon an der Arbeit waren. Oder sind wir so unpolitisch, daß wir die Aufgabe scheuen müssen, die großen Fragen, die plötzlich dringend werden können, öffentlich und verantwortungsvoll zu erörtern?

Hat man nicht doch etwas unterlassen, wenn man die Berliner Ereignisse unbeachtet vorübergehen ließ, damit ja der wohlverworfene Plan des Festes nicht durch diese unqualifizierbaren politischen Ereignisse gestört würde?

Allerdings scheint uns die angeordnete dreitägige Volkstrauer hinreichend zu entschuldigen. Dennoch ist das die einzige Reaktion bleiben soll, die Westdeutschland auf die

(Fortsetzung Seite 2)

Ideen für ein „Uni“-Fest

Man hat behauptet, das Frankfurter Universitätsfest habe diesmal nicht die Tradition dieser Veranstaltungen eingehalten. Ein Mitglied unserer Redaktion hat deshalb Herrn Professor Böhm aufgesucht, der als Rektor das Fest vor fünf Jahren stiftete, und ihn über seine Vorstellung vom Sinn dieser Veranstaltung befragt. Wir veröffentlichen hier, was Professor Böhm über das Fest und seine Tradition sagte.

Das erste Universitätsfest, aus dem eine Studententradition werden sollte, wurde vor fünf Jahren gefeiert. Jetzt haben wir es zum fünften Male wiederholt: also scheint die Tendenz zu einer Tradition vorhanden. Aber worin besteht diese Tradition?

Wenn man von den Festen ausgeht, so wie sie bisher waren, dann scheint ihr wichtigster Bestandteil der zwei bis drei Tage anhaltende dies academicus zu sein, also eine Art Sekundär-Pfingsten; der Rest besteht hauptsächlich aus einem dreiteiligen Programm, 1. einem formellen akademischen Festakt, 2. einem Ausflug in die Ferne und 3. dem großen Abschlußball. Dazu kommen einige Sportveranstaltungen, Aufführungen usw.

Von diesen drei Veranstaltungen ist die erste immer bis ins einzelne sorgfältig vorbereitet. Ähnlich wie etwa die Immatrikulationsfeier trägt sie streng akademischen Charakter.

Hier stehen also die überlieferten Formen des akademischen Zeremoniells zur Verfügung. Während aber sonst unsere akademischen Feiern von den Studenten sehr stark besucht sind, so stark, daß immer nur ein Teil von ihnen Platz finden kann, zogen bei diesen Festakten Rektor, Dozenten im Talar und Ehrengäste — bis auf eine Ausnahme im vergangenen Jahr — immer in eine gähnend leere Aula ein. Auch diesmal waren im vorderen Teil nur geladene Gäste zugegen und etwa 2—3 Dutzend Studenten auf der Galerie. Gerade die offiziellen und amtlichen Stellen haben dem Studentenfest regelmäßig eine Reverenz erweisen wollen. Der Präsident des Hessischen Landtages hat in den 5 Jahren kein einziges Mal gefehlt, der Ministerpräsident war meist persönlich da und hat in diesem Jahr sogar die Festrede über die Grundsätze einer hessischen Schul- und Hochschulpolitik gehalten. Ich bin überzeugt, wenn Dr. Zinn diese Rede im Landtag gehalten hätte, so wäre das ein ganz großer Tag in der Parlamentsgeschichte unseres Landes geworden. Nur bei uns hat diese Feier kein Interesse gefunden.

Die Fahrt in die Ferne ist dafür umso beliebter. Sie ist schon fast so beliebt wie ein Betriebsausflug. Aber die Beteiligung der Professoren an diesem Ausflug wie auch an dem Tanzfest ist im allgemeinen sehr gering.

Wenn also hier die Professoren fernbleiben, so fehlen beim akademischen Festakt die Studenten.

Die Bilanz unserer „Tradition“ sieht also so aus:

Ein kollegielles Wochenende mit einem studentenfremden Auftakt und zwei Gemeinschaftsfeste von Allerweltscharakter, die mit der Universität nur insofern etwas zu tun haben, als die Teilnehmer Universitätsangehörige sind.

Von einem Mißerfolg sprechen kann man aber nicht, denn die beiden großen Gemeinschaftsfeste erfreuen sich bei einem gewissen Teil der Studentenschaft großer Beliebtheit, und auf diese Weise kommen wir überhaupt einmal zusammen. Alle weiter gespannten Hoffnungen, die sich an die Errichtung des Universitätsfestes geknüpft haben, sind bisher nicht erfüllt worden.

(Fortsetzung von Seite 1)

Aktivität der Ostberliner und der mitteldeutschen Arbeiter zustande bringt, diese feierliche Ausrede dafür, daß wir uns keine weiteren Gedanken über die Aktualität der Wiedervereinigung Deutschlands machen wollen — dann konnten wir ruhig das vorbereitete Festprogramm abrollen lassen. Ist es wirklich das Richtige, in der vom Bundestag empfohlenen Besonnenheit zu verharren, da man sonst doch nichts tun kann? Kann man wirklich nichts tun, wenn nicht mehr Minister, sondern Bauarbeiter anfangen, die stagnierende, aber überfällige Politik in Bewegung zu bringen! Ist denn Hilfe wirklich nur auf dem Umweg über die fernen Bermudas möglich, und ist die Welt wirklich schon dazu verurteilt, abzuwarten, was die politischen Fachleute über sie verhandeln, vertagen und wieder verhandeln?

Was sich in Ostberlin entladen hat, ließ uns auf einmal deutlich werden, daß die totale Abriegelung des Sowjet-Sektors eigentlich nicht mehr war als eine Potemkinsche Fassade von Pankower Machart, die einen Tag lang wenigstens überall durchlässig wurde. Niemand hatte damit gerechnet. Im Gegenteil: Alle Politik, alle Reden gingen von der soliden Tatsache aus, daß hier eine immer höhere Mauer errichtet würde, und daß wir — und erst recht die Deutschen östlich der Elbe und östlich des Brandenburger Tors — selber niemals etwas dagegen tun könnten. Jetzt tun sie etwas im Osten; und wir können lesen, wie e n t t ä u s c h t sie über uns im Westen sind.

Ja, was sollen wir eigentlich tun?

Eigentlich sollte das klar sein. Zum mindesten sollten wir nachdenken, was sich eigentlich tun ließe, nachdem wir schon so sehr davon überrascht wurden, daß die, von denen wir immer hörten, sie könnten gar nichts mehr tun, angefangen haben sich zu wehren. Es geht also doch. Und

Wenn man aber den Sinn des Universitätsfestes nur darin sieht, daß man sagt: Kinder, ihr bekommt 2—3 freie Tage, freut euch des Lebens, dann entsteht kein Fest, sondern nur ein Wochenende. Der Schwerpunkt eines wirklichen Universitätsfestes sollte bei seinen Vorbereitungen liegen. Dort liegen aber auch unsere Schwierigkeiten.

Mit der Vorbereitung eines Festspieles, mit der Vorbereitung der Organisation eines Tanzfestes kann sich natürlich nur ein ganz kleiner Teil der Studentenschaft, eine Kommission befassen, die ihre Arbeit schon im Wintersemester beginnen sollte. Aber es wäre ja möglich — und so haben wir uns damals die Sache gedacht — daß nach dem akademischen Festakt den eigentlichen Schwerpunkt des Festes eine Veranstaltung bildet, die ich mit einem Jahrmarkt vergleichen möchte. Alle Vereinigungen, Seminargemeinschaften usw. sollten das Ihre dazu beitragen, und natürlich auch Gruppen, die sich eigens für diesen Zweck bilden. Die einen eröffnen eine Äpfelwoibude, andere eine Teestube, ein Kasperletheater oder ein Kabarett, in dem einige bekannte Erscheinungen parodiert werden usw.

Wir haben damals daran gedacht, die Universitätsräume zur Verfügung zu stellen. Man muß das nämlich wetterfest machen. Heute hätten wir dafür das Studentenhaus, in dem Studenten, Dozenten und die Besucher aus der Stadt sich alles ansehen, in die Buden und Bars gehen oder auf den Korridoren tanzen könnten.

Dies alles wird von den Vereinigungen betrieben und vorbereitet, nur müssen sie ihre Pläne vorher der Kommission zur Genehmigung vorlegen, die alles in einem gewissen Rahmen ordnet. Diese Kommission müßte auch die Proben besuchen, um sich vom Stand der Vorbereitungen zu überzeugen.

Das ganze Programm denke ich mir etwa folgendermaßen:

Wenn der Festakt am Freitag um halb elf beginnt, sollten die Vorlesungen erst ab 10 Uhr ausfallen; dann gehen die Studenten auch hin. Das ist so ein kleiner Trick.

In dieser Feier müssen nicht nur Festreden gehalten werden, denkbar ist auch eine Diskussion am runden Tisch; aber die Themen und die Initiative dazu sollten bei der Studentenschaft liegen. Bei diesem Ereignis sollten nicht nur Rektor und Lehrkörper in die Aula einziehen, sondern es sollte auch ein feierlicher Einzug des AStA und des Studentenparlaments stattfinden, die auch vorne Platz nehmen sollen, soweit das möglich ist.

Am Nachmittag beginnt dann der Jahrmarkt, der bis in die Nacht hinein dauert. Am Sonnabendvormittag und -nachmittag sind die Sportveranstaltungen, und danach werden die Messebuden noch einmal geöffnet. Am gleichen Abend führen Studenten das große Festspiel auf, eine Art Revue, in einer sehr lockeren Form, wobei man ruhig auf die alten Vorbilder („Lumpazi vagabundus“) zurückgreifen und wobei man die einzelnen Auftritte auch an verschiedene Gruppen im Wettbewerb vergeben kann, so daß eine Reihe von locker aneinander gereihten Szenen entsteht.

Am Sonntagvormittag würden die Gottesdienste sein, und dann würde ich vorschlagen — da es auch ein Fest ist, das die Studenten der Bevölkerung geben — den Ausflug nicht außerhalb Hessens und nicht weit weg von Frankfurt zu

vergessen wir nicht, daß ein Druck, gleich einem atmosphärischen Druck entsteht, wenn viele über ein notwendiges Handeln nachdenken, und damit die vorwärts drängen, die kein anderes Rezept in solchen Augenblicken haben als die leere Besonnenheit.

Letztlich glauben sonst viele, daß Europa nur eine Verteidigungsgemeinschaft werden soll, und daß also auch wir hübsch in der Defensive zu bleiben hätten. Schon gibt es viele in vielen Ländern Europas, die meinen, es sei gar nicht mehr so dringlich mit einem Zusammenschluß, da die gefürchteten „Aggressoren“ nun alle Hände voll zu tun hätten, um mit ihren eigenen inneren Schwierigkeiten — in der Tschechoslowakei werden sie auch schon sichtbar — fertig zu werden.

Sowieso scheint ja die Beschäftigung mit Berlin eine Sache der Amerikaner. Eisenhower hat in diesen Tagen erst wieder 50 Millionen Dollar aus Anlaß des Ostberliner Aufstandes zur Verfügung gestellt, während wir uns defensiv und brav darauf beschränken, DM 0,02 zusätzlich auf die Briefe zu kleben und uns den „Rest“ durch die Steuer abziehen zu lassen.

Ist das nicht jämmerlich?

Wie wässrig wird doch letztlich die Idee von der Wiedervereinigung Deutschlands und die Idee der europäischen Integration, wenn wir uns gemütlich der Planung derer überlassen, die nichts zugestehen, was nicht in ihrem Fahrplan vorgesehen war.

Von der tiefen Erregung, die in diesen Tagen von dem Aufstand der Bevölkerung in der Sowjetzone auf uns alle ausging, hätte das Universitätsfest in Frankfurt seinen wirklichen Sinn erhalten sollen. Die Universität wäre damit der politische Mittelpunkt ihrer Stadt geworden, und sie hätte damit eine Aufgabe erfüllt, die sonst niemand leistet.

Günther Gruppe

machen. Wichtig ist eine Wiese in der Nähe und ein großer Auslauf.

Unter anderen Unterhaltungen fände hier eine lustige Ehrung sowohl der Sportsieger als auch der Sieger im Wettbewerb der einzelnen Veranstaltungen und eine Preisverteilung für die schönsten Buden des Jahrmarktes usw. den richtigen Platz.

Abends dann ein Feuerwerk, — aber auf dem ganzen Studentenfest außer dem Festakt keine Reden. Es könnten abends noch einige Lieder gemeinsam gesungen werden und ein paar Chöre. Die gemeinsame Heimfahrt sollte nicht zu spät sein, weil am Montag ja der große Schlußball ist, auf dem vielleicht noch kurze, witzige Unterhaltungen gebracht werden können.

Mit Ausnahme der Musikkapellen sollten die Studenten keine fremden Künstler, keine fremden Fachleute engagieren. Alles bis zur Reklame an den Buden, bis zu den Werbeversen kann Studentenarbeit sein. Wir wollen ein Fest ohne Gewerbe, auch ohne gewerbliche Conférenciers feiern.

Jede Korporation und jede Vereinigung kann zum gemeinsamen Fest beitragen. Wenn sich einige Korporationen distanzieren und nicht mitmachen sollten — auch das schafft Klarheit. Es sollte Ehrensache jeder Vereinigung sein, zu diesem Studentenfest etwas beizutragen.

Die Universität ist immer zweierlei, sie ist hohe Schule und Gemeinwesen: soweit sie hohe Schule ist, wird sie von den Professoren als Anwälten ihrer Wissenschaft getragen und soweit sie ein Gemeinwesen ist, von den Studenten.

Dieses Studentenfest soll einmal die Universität als Gemeinwesen repräsentieren und nicht als hohe Schule. Mit Veranstaltungen von ausgesprochen akademischem Charakter können wir die Bevölkerung nicht in das einführen, was wir hier treiben, sondern nur durch eine Veranstaltung mit Geist, mit Witz, und indem wir unseren vielen Talenten einmal Gelegenheit zur Entfaltung geben, so daß jeder, der das sieht, sagt: das ist etwas, das macht ihnen niemand nach.

Politische Vorträge verleiten häufig nur zum alten deutschen Fehler der Salbaderei. Ein Studentenfest, wie es hier beschrieben wurde, zwingt die einzelnen Studenten und Vereinigungen, ihren Willen und ihren Vorschlag der communis opinio genehm zu machen: das ist viel mehr Politik, als es Vorträge je sein können.

U. K.

Landratsdiplomatie

Der DISKUS veröffentlicht nachstehend zwei Schreiben zum Artikel „Landratsdiplomatie“, die uns Herr Dr. Evgenieff, russischer beeidigter Dolmetscher für den Regierungsbezirk Köln, sandte, und die zu der Frage, daß dem Landratsamt von Donauwörth nicht bekannt gewesen sei, daß die amerikanische Hochkommission Borodin die Möglichkeit zur Auswanderung geboten habe, Auskunft geben. Richtig ist, daß nicht die amerikanische Hochkommission, sondern der Kommissar der Vereinten Nationen für das Flüchtlingswesen B. die Auswanderung ermöglichen wollte. Aber auf Grund des zweiten Schreibens ist es sicher, daß das Landratsamt gewußt haben muß, daß es eine Dienststelle gab, die B. zur Auswanderung verhelfen wollte.

Bonn, den 25. Februar 1953

Herrn Swetoslaw B O R O D I N,
Kaisheim, üb. Donauwörth
Gefängnis

Eine Zwangsauslieferung an die Sowjetunion ist völkerrechtlich unzulässig. Ihre Angelegenheit habe ich soeben dem

United Nations High Commissioner for Refugees,
Bonn Branch Office

Bad Godesberg, Kölner Straße 89/91

übergeben. Sie stehen unter seinem Schutz. Er wird auch Ihre Auswanderung in ein anderes Land veranlassen, falls Ihnen Aufenthalt in Deutschland versagt wird.

gez. Dr. Evgenieff

An das Landratsamt in Donauwörth, Donauwörth.

Betr. Gefangenen BORODIN, Swetoslaw, z. Zt. Gefängnis in Kaisheim.

Der Gefangene steht unter dem Schutz des Hohen Kommissars der Vereinten Nationen. Eine Auslieferung an die Sowjetunion ist völkerrechtlich unzulässig. Die Dienststelle des Hohen Kommissars

Unites Nations High Commissioner for Refugees,
Bonn Branch Office, Bad Godesberg, Kölner Str. 89/91

nimmt in dieser Angelegenheit die Verbindung mit den zuständigen Stellen auf und wird, gegebenenfalls, für die Auswanderung des Gefangenen in ein anderes Land sorgen. Mit Rücksicht darauf, daß der Hohe Kommissar auch unsere Flüchtlinge unterstützt, bitte ich, sich mit ihm in dieser Angelegenheit ins Einvernehmen zu setzen und von Zwangsmaßnahmen vorläufig abzusehen.

Hochachtungsvoll

gez. Dr. Evgenieff

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Alexander Böhm, Ernst Hörschelmann, Gernot Schweikhardt, Oscar Strobel, Gerhard Weber.

Für die Redaktion verantwortlich: Udo Kollatz, Helmut Lamprecht, Karl-Heinz Liebe, Werner Schaffernicht, Wolfgang Wirsig.

Korrespondent in Marburg: Johannes Gross.

Geschäftsführung: Peter Götz, Anzeigenverwaltung: Heinrich Götz, Frankfurt a. M., Rheinstraße 7, Tel. 7 72 09.

Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 17, Tel. 7 00 91, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.

Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt a. M., Eckenheimer Landstr. 60b, Tel. 5 11 78.

Abonnements zum Preise von DM 1,50 für Wintersemester 1952/53 und Sommersemester 1953 schriftlich bestellen unter Einsendung des Geldes an die Geschäftsführung: Rheinstraße 7.

Urworte, aktuell

Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei
Die Völker aufeinander schlagen,
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried und Friedenszeiten.

Herr Nachbar, ja! So laß ichs auch geschehn,
Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag alles durcheinander gehn
Doch nur zu Hause bleibst beim alten.

J. W. Goethe

Gespräch zwischen drei Frankfurter Mathematikstudenten jüngerer Semesters. Zeit: 18. 6., 12.35—12.40 Uhr. Ort: Alte Mensa, Tisch nahe Fenster.

A. Was is denn da in Berlin los?

B. Ach, soon Radau.

A. Was war denn da nur los?

B. So was von ner Normerhöhung.

C. Genaues weiß ich auch nicht, nur was ich in der Zeitung gelesen habe.

A. Da werden ein paar hundert verhaftet, dann ist die Sache wieder erledigt.

B. Ist aj auch das dümmste, was man in solch nen Staat tun kann.

A. Da müssen wir die Brüder nur wieder in Hessen aufnehmen.

B. Der Nuschke soll ja auch getürmt sein.

C. Ach nee, der is nur abgedrängt worden. — Außerdem habe ich in einem Kommentar gehört, daß der Aufstand von den Russen gegen die Regierung inszeniert worden sein soll.

Ende der Unterhaltung; man widmet sich wieder ganz dem Essen.

Der Fragebogen

Fünfzig Fragen grinsen mich an. Sie stehen auf einem Blatt Saugpapier und sollen dem STUDENTISCHEN SCHNELLDIENST aus seinen organisatorischen Nöten helfen. Die Zahl der Arbeitsuchenden steht in keinem Verhältnis zum Angebot von Arbeitsstellen mehr. Eine willkommene Gelegenheit für aufstrebende Bürokraten, sich angesichts der Knappheit einzuschalten. Die Arbeitsuchenden werden kontingentiert. Das Problem wird in den Automaten der Verwaltung geworfen und unten ein Fragebogen herausgezogen.

Fünfzig Fragen. Mit ihrer Hilfe sollen jene Kommilitonen bei der Verteilung von jobs privilegiert werden, die einen sozialen Notstand nachweisen können.

„Nettoeinkommen des Unterhaltspflichtigen?“ Geht man von der Voraussetzung aus, das Kind habe an den „Unterhaltspflichtigen“ einen Rechtsanspruch auf Finanzierung des Studiums? Aber auch nach Alter, Beruf und Einkommen der Geschwister wird gefragt. Da alle Angaben über finanzielle Verhältnisse belegt werden sollen, müssen Egon Schulze in Hamburg und dessen Kinder, Roswitha Müller, geb. Schulze in München, sowie Emil Schulze in Stuttgart zu ihren Chefs gehen und um eine Einkommensbescheinigung bitten, damit Sohn, bzw. Bruder Oskar Schulze beim STUDENTISCHEN SCHNELLDIENST in Frankfurt einen job bekommen kann — oder nicht bekommt. Etwas mehr Respekt vor gewissen privaten Sphären von Individuen scheint mir doch angebracht.

„Wie hoch ist Ihre Monatsmiete?“ Vermutlich wird es sich für einige Kommilitonen wegen dieser Frage lohnen, in Zukunft höhere Mieten zu zahlen. Sie können dann vielleicht die fixen Ausgaben gegenüber den Einnahmen so manipulieren, daß sie gerade noch als arbeitswürdig anerkannt werden.

„Wo essen Sie zu Mittag? Was müssen Sie dafür durchschnittlich täglich entrichten?“ Warum wird nicht gefragt: „Haben Sie ein Bratkartoffelverhältnis? Wenn nein, warum nicht?“

Eine Erklärung an Eides Statt wird nicht verlangt. Dafür heißt es: „Der Unterzeichnete ist sich bewußt, daß alle Fragen wahrheitsgemäß und vollständig zu beantworten sind, falsche Angaben hingegen zum sofortigen Ausschuß aus dem StSD führen.“ Was heißt StSD? Hoffentlich nur STUDENTISCHER SCHNELLDIENST! Soll die Zahl der Arbeitswürdigen künstlich reduziert werden? Die Konstruktion der Fragen enthält schon eine Einladung zu falschen

Angaben. Und die Beantwortung ist ohnehin ein technisches Problem.

Zugegeben, die Situation fordert Taten. Offensichtlich haben aber die Verwalter studentischer Arbeitsuchender sich nicht sehr viel Mühe gegeben, zusätzliche Arbeitsplätze zu finden. Sonst wäre ihnen sicherlich aufgefallen, daß sich in unmittelbarer Nähe der Zimmer 27 und 28 des Studentenhauses eine beachtliche Zahl von potentiellen Arbeitsmöglichkeiten für Studenten befinden. Warum sind eigentlich die Kellnerinnen, Geschirrspüler, Badewärter, Bibliothekare, Reinemachefrauen, Stenotypistinnen, Telephonisten und DISKUS-Verkäufer keine Studenten? Oder läßt es sich mit der akademischen Würde nicht vereinbaren, daß Studenten ihre Arbeitskraft den Institutionen der Universität anbieten? Bei sorgfältiger Planung könnten sicherlich hundert Halbtagsbeschäftigungen für Studenten geschaffen werden. Vielleicht noch mehr. Es bedarf nur der Vorschläge von studentischer Seite. Rektor, Dekane, Institutsdirektoren, Studentenwerk und Hausverwaltung werden gewiß Verständnis haben. An den amerikanischen Universitäten ist das selbstverständlich. Warum sollte es bei uns unmöglich sein?

Natürlich soll Paula auch noch künftigen Generationen erhalten bleiben. Es braucht auch niemand sofort entlassen zu werden. Aber jeder in Zukunft frei werdende Arbeitsplatz sollte einem Studenten gesichert werden.

Günter Friedrichs

Gemeinschaftskunde

Die Frankfurter Schulbehörde ist bereitwillig auf den Vorschlag der Filmverleiher eingegangen: bisher haben etwa 5 000 Schulkinder, klassenweise und im Rahmen des Unterrichtsplans das aufwühlende Ereignis der Zeitgeschichte in Farben nacherleben dürfen: Eine Königin wird gekrönt. Das ist, wie üblich, ein klägliches Versagen der Behörden, wenn man bedenkt, daß in der gleichen Stadt schon die zehnfache Zahl von Erwachsenen — aber natürlich nicht klassenweise, sondern in Volksgemeinschaft die farbenprächtige Reproduktion der Tradition Albions bestaunt und beneidet hat. Endlich eine Fürstenhochzeit, über die nur ein Urteil, was sage ich, ein Orkan der Sehnsucht und Verehrung monarchischer Symbole laut wird. Die ergreifende Szene des Mütterchens, das seine Nächte auf der Straße verbringt, ruft ein neues Mitgefühl wach. Wozu warten die Menschen geduldig nächtens unterm finstern Regenhimmel? Nicht daß der Brotladen geöffnet wird — das wäre Neuzeit —, aber um am hellichten Tage das strahlende Mittelalter zu erleben; und so haben wir es in Deutschland eben nicht. Treffend hat das ein Autor, der sich auch sonst auf wirtschaftspolitische Fragen versteht, im „Industriekurier“ mit den Worten formuliert, uns fehle es an „einer Fahne, die im Herzen wurzelt“. Nicht weniger herzleidend ist die Klage älterer und jüngerer Oppositionspolitiker um das arme Deutschland, dem man 1918 nicht die Monarchie hätte nehmen dürfen. Sie ergänzt bestens die Forderung einer kulturpolitischen Programmtagung in Göttingen: man müsse die Jugend wieder zu Ehrfurcht und Demut erziehen. Technicolor eignet sich ausgezeichnet dazu. Zur Vervollständigung der Kulturpolitik und im Geiste der Verbundenheit mit der englischen Krone schlagen wir vor, die Verleiher möchten den Reinertrag der Schülerbesuche einem neu zu errichtenden Welfenfonds überweisen.

Udo Kollatz

Selbsterziehung

An dem Wort ist wohl nichts auszusetzen, trotz der „-ung“-Endung. Oder finden Sie, daß es für Ihren Sprachschatz nicht geeignet ist? Das wäre ja durchaus möglich; denn es ist den meisten unsympathisch. Ich kenne viele, die haben es noch nie gebraucht: sie sprechen von Erziehung, meinen damit aber stets die Erziehung anderer. Diese ist anscheinend leichter als Selbsterziehung, und es läßt sich ungefährlicher darüber reden.

Haben Sie schon einmal eine Diskussion über Selbsterziehung erlebt? Fiel bei diesen Gesprächen nicht auch das Wort „Disziplin“? Haben Sie als „guter Demokrat“ auch energisch dagegen protestiert, daß dieses Wortungeheuer immer noch von einigen Menschen gebraucht wird, die anscheinend noch nicht ganz von dem Disziplin-Zeitalter losgekommen sind? Ach so . . . Sei meinen, der Ausdruck hätte noch eine andere Bedeutung, die auch heute noch Gültigkeit hat: freiwillige Unterordnung unter allgemeingültige Normen. Ist das nicht ein bißchen „old-fashioned“?

Doch kommen Sie einmal zu mir ins Studentenheim! Wir können dann unsere Diskussion mit Hilfe von Beispielen führen. Wir stellen uns eingangs eine halbe Stunde an ein Fenster der Hofseite. Hier können Sie beobachten, daß ganze Gruppen von Kommilitonen, die erschöpft von der Vorlesung kommen und sich in dem gepflegten Garten erholen wollen, einfach nicht mehr die Kraft aufbringen, zu der

Studenten, wählt Eure Vertretung!

Der Studentenschaft ist durch die Einrichtung des Studentenparlamentes die Möglichkeit gegeben, Einfluß zu nehmen auf die Gestaltung wichtiger Angelegenheiten der Universität. Das klingt sehr nach Theorie, kann und muß aber Praxis werden!

Die studentische Selbstverwaltung ist eine Angelegenheit aller Studenten. Daher rufen wir die Kommilitoninnen und Kommilitonen auf, durch ihre Kandidatur dazu beizutragen, eine wirksame Selbstverwaltung zu ermöglichen.

Die Kandidatenlisten liegen ab sofort bis zum 11. Juli einschließlich im AstA-Geschäftszimmer aus.

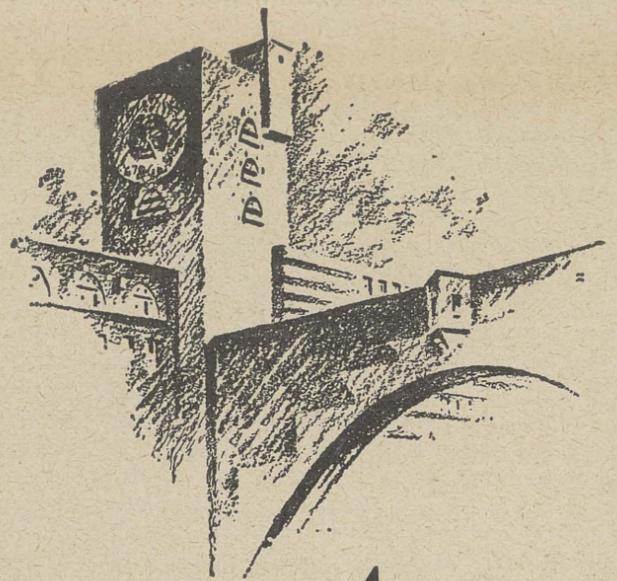
Die Wahlen finden am 15., 16. und 17. Juli statt. Es sollen alle ihren Beitrag zur studentischen Selbstverwaltung durch ihre Stimmabgabe leisten. „Wählen“ kann aber nur, wer sich die Kandidaten angesehen hat. Die Gelegenheit dazu ist in diesem Semester nicht nur in den einzelnen Fachschaftsversammlungen mit der Kandidatenvorstellung gegeben — niemand sollte sie versäumen —, sondern die Kandidaten werden sich auch erstmalig äußerlich kennzeichnen. Sie werden bis zur Wahl ein besonderes Zeichen an ihrer Kleidung tragen, das für jede Fakultät eine andere Farbe hat: 1. Fakultät gelb, 2. Fakultät weiß, 3. Fakultät blau, 4. Fakultät grün und die 5. Fakultät rot.

Ausschuß für Wahlvorbereitung

nächsten Türe zu gehen, sondern, um Energie zu sparen, durch die niedrigen Fenster steigen. Mangel an Disziplin? Ich finde das gar nicht der Rede wert. Die Fenster sind doch sicher deshalb so niedrig gebaut, daß man durchsteigen kann. Schließlich ist es ja auch nur eine Konvention, daß man durch die Tür und nicht durchs Fenster geht. Sie meinen, daß die Kommilitonen zu Hause auch nicht durch die Fenster steigen? Sie scheinen den Zweck unseres Studentenhauses völlig verkannt zu haben! Es soll für die Studenten eine Erholungsstätte sein. Hier soll er sich frei von allem gesellschaftlichen Zwang geben können. Er soll durchs Fenster steigen, das Goldfischbecken verunreinigen, seine Füße auf die polierten Tischchen legen, die Klubsessel mit Schuhnägel und brennenden Zigaretten zerlöchern, nach Belieben Kirschkerne spucken und den gepflegten Rasen zertrampeln dürfen. Er soll sich fühlen wie zu Hause.

Richtig, wir sprachen ja von Selbsterziehung! Das ist doch ein ergiebige Thema!

Oskar Glaab



MEHR ALS EINE FIRMENBEZEICHNUNG — EIN LEISTUNGS AUSWEIS

Überall dort, wo Arzneimittel, Chemikalien, Farbstoffe, Färberei-Hilfsprodukte, Gerb- und Kunststoffe, Lackrohstoffe, Spezialerzeugnisse für den Säureschutzbau, Textilveredlungsmittel, Zwischenprodukte, Stickstoffdünger, Pflanzenschutzmittel und Schädlingsbekämpfungsmittel unseren Namen tragen, handelt es sich um mehr als um eine Firmenbezeichnung.

Unsere Fabrikmarke enthält die Wahrzeichen unseres Unternehmens „Turm und Brücke“ als Symbol unserer Arbeit, die über neun Jahrzehnte reicht und den Welt Ruf unserer Erzeugnisse begründet.

Darum dürfen wir sagen: Unser Name ist mehr als eine Firmenbezeichnung. Er ist ein LEISTUNGS AUSWEIS für die Qualität unserer Erzeugnisse.



FARBWERKE HOECHST AG.

vormals Meister Lucius & Brüning

Frankfurt (M)-Hoechst

AKADEMISCHER FESTAKT

Am Sonnabendvormittag fand in der Aula der Frankfurter Universität die akademische Feier des diesjährigen Universitätsfestes statt. Der Lehrkörper der Universität zog feierlich in die Aula ein, an der Spitze ein Herold in roter Robe, gefolgt von Seiner Magnifizenz, Professor Dr. Horkheimer, und dem hessischen Ministerpräsidenten Zinn. Die Professoren trugen Talar und Barett.

Zu Beginn des Festaktes hielt Seine Magnifizenz folgende Ansprache:

Hochverehrter Herr Ministerpräsident!

Hochverehrte Vertreter der Landesregierung und der Stadt Frankfurt!

Verehrte Gäste, liebe Kollegen, Kommilitonen und Kommilitoninnen!

Das jährliche von der Studentenschaft organisierte Fest, das unter dem Rektorat und mit der tätigen Hilfe unseres verehrten Kollegen Böhm eingeführt wurde, gehört heute bereits zur Tradition der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Es steht in einem dreifachen Sinn im Zeichen der Eini-gung. Dozenten und Studenten, die sich im Alltag des Lehrbetriebs als Lehrende und Lernende gegenüberstehen, feiern diese Tage zusammen. Sie treffen sich untereinander und mit Freunden der Universität; mit Vertretern der Behörden, mit Stiftern und früheren Angehörigen der Alma Mater, es werden Beziehungen angesponnen, die für alle bedeutsam sind. Bei der übergroßen Zahl der Studenten im Verhältnis zu der der Professoren, die persönlichen Kontakt im Semester nur in seltenen Fällen noch zuläßt, bekundet hier sich ungebundene Gemeinschaft, die unter dem Druck der Arbeit, der Enge der Verhältnisse sich zu erfahren sonst keine Gelegenheit hat.

Vereinigt sind aber nicht bloß die Menschen, sondern die verschiedenen Zweige der intellektuellen und körperlichen Aktivität, die im Bereich studentischen Lebens sich entfalten soll. Wenn die wissenschaftlichen oder politischen Fragen, die bei der Feier von bedeutenden Personen des öffentlichen Lebens aufgeworfen werden, gleichsam den geistigen Kern des Festes bilden, so sind sie im Programm umrahmt vom Ausflug in eine schöne Landschaft, von Darstellungen des studentischen Theaters, des Filmstudios, sportlichen Veranstaltungen, künstlerischen und gesellschaftlichen Ereignissen. Wie wir uns in dieser Universität bemühen, die Grenzen zwischen den Fachdisziplinen zu überwinden, ohne doch von der methodischen Strenge und Verantwortung etwas preiszugeben, so sollen auch die verschiedenen Bereiche, in denen die gestaltende Kraft der Jugend sich ausdrücken kann, nicht zu getrennten Sparten des Freizeitbetriebes erstarren. Es ist ein und derselbe Wille zum richtigen Leben und schließlich zur Wahrheit, dem sie ihr Dasein verdanken und der sich in jedem von ihnen wiedererkennen muß, wenn Kultur nicht vergehen soll. Die Spezialisierung in der Wissenschaft, die Besonderung der Existenz, die Aufgliederung des Menschen in zahllose Funktionen, wird nicht durch Hinzufügen des Universellen als einer neuen Besonderheit unschädlich gemacht, sondern indem er lernt, das Eine, den einen Geist in allem und jedem zu erkennen und zu betätigen.

Noch in einem anderen Sinn aber geht es hier um Eini-gung. Mitwirken wollen unsere Studenten an der Heilung der schlechten Gegensätze, denen die Völker Europas in diesem Jahrhundert fast erlegen sind. Nicht umsonst bildete das Thema der feierlichen Reden und Debatten an diesen Tagen stets die bessere Gestaltung oder vielmehr die Rettung Europas. Niemand weiß besser als die jungen Menschen in Deutschland, das durch einen Riß gespalten ist, daß an der Zerrissenheit Europas schließlich die zivilisierte Welt zugrundegeht. Niemand freilich hat auch ein besseres Gefühl dafür als sie, daß nicht Schlagworte sondern die wache Vernunft über die Einrichtung Europas entscheiden muß, wenn seine konkrete Gestalt wirklich ihre Sehnsucht erfüllen soll. Deshalb ist hier so oft davon gesprochen worden. Die Jugend will Europa nicht als Funktion blinder Gewalten, als ein größeres Betätigungsfeld für machthungrige politische Cliques, sondern als die Rettung des europäischen Menschen, als das Vaterland des guten Europäers, den nicht bloß Nietzsche unter den Deutschen sondern Leibnitz und Goethe und viele andere längst vor der äußeren Realisierung verkörpert haben. In ihrem Sinn denkt diese Universität, wenn sie an Europa denkt.

Noch steht alles, um das es sich zu leben lohnt, in Gefahr der Vernichtung. Der böse Geist des totalitären Wahnes ist noch nicht gebannt. Jeder Tag bestätigt aufs Neue die Bedrohung des Einzelnen in der Massenwelt. Unter dem Eindruck dessen, was im Osten Deutschlands in den letzten Tagen sich abspielte, haben Rektor und Studentenschaft noch gestern morgen beraten, ob das Fest, das neben den ernstesten auch die freudigen Stunden umschließt, in seinem

ganzen Ausmaß stattfinden soll. Wir fragten uns, ob die Bluttaten und Standrechte, von denen kein Denker heute den Blick wenden kann, nicht alles Festliche zum Schweigen bringen müßte. Wenn unsere Studenten trotzdem sich entschlossen haben, diese Tage zu begehen, wie es nun schon der Brauch ist, so geschah es in der Überzeugung, daß dieses Fest als ganzes ein Bekenntnis zu allem darstellt, wogegen Terror je sich gerichtet hat: das Glück, die Freiheit, die Humanität. Der Opfer wollen wir gedenken, und nicht bloß derer, um die jetzt die freie Welt trauert; sie sind ja gleichsam nur die Beispiele für das, was seit Jahrzehnten geschehen ist. Sie stehen für alle jene, die mit totalitären Mächten in Konflikt gerieten, für alle, die an ihnen zugrundegingen, gestern und vorgestern, und auch für die, die ihnen vielleicht noch folgen werden. Das Unheil soll nicht dauern und nicht wiederkommen. Die Erde soll nicht totalitär, sondern menschlich verwaltet werden, so daß das Individuum in ihr sich entfalten kann und das freie Wort nicht mehr Panzerwagen und Konzentrationslager, nicht Geheimpolizei und Schauprozesse, Standgerichte und den Henker zu fürchten hat. Das Gedenken der Opfer, aus so unmittelbarem Anlaß, dämpft zwar die Freude dieser Tage, aber es kommt mit der Gesinnung überein, die noch in jedem Jahr unserem dies academicus den Ton verliehen hat: dem Willen zu einer freien und menschlichen Welt.

Es ist von höchster Bedeutung, daß Sie, hochverehrter Herr Ministerpräsident, gerade in dieser Stunde in unserer Mitte sind. Wenn Sie als gebürtiger Frankfurter in besonderem Maß zu dieser Universität gehören, so wissen wir darüber hinaus sehr wohl, wie sehr Sie Ihre Neigung und Ihr Interesse mit der Existenz des Akademikers überhaupt verbindet. Ihre Liebe zu wissenschaftlichen Dingen reicht weit über Ihr eigenes juristisches Fachgebiet hinaus. Mit der philosophischen Fakultät verbindet Sie Ihre Vorliebe für Sanskrit, und mit der naturwissenschaftlichen Ihre hervorragende mathematische Begabung. Den Studenten aber sind Sie verwandt durch die Lust an ungebundener Existenz. Sie gehören zu uns. Auch wenn Sie als Chef der Regierung dieses Landes nicht immer wieder gezeigt hätten, daß Sie den freiheitlichen Geist, den unsere Universität zu pflegen sich bemüht, erkennen und anerkennen, wüßte ich keinen, den wir heute mit dankbarerem Herzen willkommen heißen könnten, als Sie. In Ihnen verkörpert sich alles, was den dunklen Mächten, die sich gegen den freien Menschen in unserer Zeit verschworen haben, zuwider ist. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind. Ich begrüße Sie im Namen des Senats unserer Universität und im Namen der Studentenschaft.

Anschließend sprach

Ministerpräsident Zinn

über Probleme der Hochschulpolitik, insbesondere über die Frage, welche Ziele der Bildung in der heutigen gesellschaftlichen, geistigen und politischen Situation gestellt und wie sie zu erreichen sind. Er sagte dazu:

Der Einladung von Rektor und Senat, an diesem dies academicus der Johann Wolfgang Goethe-Universität die Festansprache zu übernehmen, habe ich von Herzen gern Folge geleistet. Ich möchte Ihnen, Magnifizenz, für Ihre lieben und freundlichen Begrüßungsworte danken. Wer einmal ein richtiger Student gewesen ist, vergißt das eigentlich sein Leben lang nicht mehr, und wer dabei von dem Drang nach Wahrheit beseelt gewesen ist und in den Vorlesungen großer Lehrer gespürt hat, wie der Funke des Geistes auf die Hörer überspringt, wird auch im Alltag der Arbeit das Gefühl nicht verlieren, daß Natürlichkeit der Empfindung, Reinheit der Vorstellung, Klarheit des Begriffs und der Erkenntnis Güter sind, die wissenschaftliches und praktisches Leben gemeinsam haben.

Es scheint mir, daß die Entwicklung, die am Tage nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Tyrannei in Deutschland begonnen hat, daß vor allem die revolutionäre Auflehnung der deutschen Arbeiterschaft in Mitteldeutschland, uns heute zu einer Prüfung der geistigen und auch der politischen Situation, als einer Folge unseres geistesgeschichtlichen und ethischen Standorts aufrufen.

Für beachtenswert halte ich den Umstand, daß die Generation der Kriegstudenten unsere Hochschule verläßt und angefangen hat, in das praktische Leben einzutreten. Werden sie neue moralische und geistige Kräfte in unserem erschöpften Volk, in einem erschöpften Europa bilden? Oder gibt es auch unter ihnen zu viele der seelisch und moralisch Verbrauchten, deren tragisches Erlebnis ihre innere Unruhe auf unser Volk überträgt? Bedeutsam scheint mir auch, sich Rechenschaft darüber zu geben, ob es den deutschen Hochschulen gelungen ist, die klaffende Lücke zu schließen, die die vergangene Diktatur durch die geistige Abschnürung Deutschlands von der wissenschaftlichen Welt des Auslandes aufgerissen hat.

Ich sehe im Geiste die Zeitschriftenregale vor mir, in denen vom Jahre 1934 ab die Bände fehlen. Ich kenne auch den gewaltigen Bedarf an ausländischen Standardwerken, von denen wir oft nur die Titel wissen. Ich bin mir bewußt, daß wir an die großen Probleme, die die politische und wissenschaftliche Welt anderswo bewegen, geistig noch kaum herangekommen sind. Wir müssen aber diese Lücke schließen, nicht unserer selbst willen, wir müssen sie schließen wegen der Aufgabe, die wir vielleicht einmal vor uns sehen, wenn unserer aller Hoffnungen auf die Überwindung der nationalen Spaltung unseres Volkes erfüllt sein werden.

Ich weiß die Diskussion zu schätzen, die innerhalb und außerhalb der Universitäten von diesem und manchem anderen Gesichtspunkt aus über die Universitätsreform geführt werden. Aber lassen Sie mich ganz offen an diesem Tag aussprechen, daß uns das Diskutieren allein keinen Schritt weiter bringt, und daß wir eigentlich irgendwie handeln müssen. Aus diesem Bewußtsein heraus hat die Verfassungsgebende Versammlung unseres Landes Hessen seinerzeit die uneingeschränkte Schulgeldfreiheit, auch für die Universitäten, in unserer Verfassung festgelegt. Ich hebe mit Stolz hervor, daß

Hessen, bis jetzt wenigstens, das einzige Land der Bundesrepublik ist, das die Schulgeldfreiheit in diesem Umfange besitzt.

Aber gerade diese Tatsache berechtigt mich, zu sagen, daß äußere Entscheidungen nicht genügen, daß wir vielmehr verpflichtet sind, die Frage aufzuwerfen, was zu tun ist. Ich habe nicht die Absicht, hier Einzelheiten der Schulreform im weiteren Sinne, in die auch die Universitäten einzubeziehen wären, zu behandeln. Ich möchte mehr von einem Standpunkt aus sprechen, der mehr die Gesamtheit unseres Lebens im Auge hat. Wenn ich die Dinge nur in der zeitlichen Folge sehen werde, in der sie sich seit dem Jahre 1945 unter unseren Händen gesammelt haben, so könnte ich unmöglich das, was ist, charakterisieren, ohne es als ein Gewordenes zu betrachten und in der Geschichte nach seinem Ursprung zu suchen. Ich stehe von Jahr zu Jahr stärker unter dem Eindruck, daß

die Grundlage unseres Bildungslebens ins Wanken geraten ist. In einer Orgie des Mißbrauchs der Macht, in jenem Rauschzustand, den ein schrankenloser Besitz der Gewalt zu erzeugen vermag, nicht nur bei uns, nicht nur im Osten, sondern auch bei anderen Völkern, ist geradezu wollüstig das zerstört worden, was uns einst für den Bestand und die Fortentwicklung menschlicher Kultur unentbehrlich war — Gesittung, Moral, Recht und der Drang nach Wahrheit. Ich werde sicherlich nicht in den Verdacht kommen, einem überholten Konservatismus zu huldigen, wenn ich sage, daß für jene Zeit, in der unsere Großväter, zum Teil auch noch unsere Väter, jung waren, das humanistische Gymnasium die Form gewesen ist, die ein harmonisches Menschenbild zu prägen vermochte und ohne dessen Wirken und prägendes Gestalten die Universität undenkbar war. Beide gehörten einstmalig zusammen, beide galten der Welt als eine Einheit, beide waren gewissermaßen ein Olympia der Nation der Dichter und Denker, und wir lebten an Ufern, an denen eine Germania ohne schimmernde Wehr den Völkern der Welt Rat zu geben vermochte.

Wo ist nun diese äußere und innere Einheit geblieben? Ich kenne ein Faksimile des Abiturentenzeugnisses von Karl Marx, es hat dem jungen Marx in wohlgesetzten Worten die Reife für das Studium zuerkannt, ohne daß das Zeugnis auch nur eine einzige Fachzensur aufwies. Das humanistische Gymnasium hat im 19. Jahrhundert noch während vieler Jahrzehnte seine Zeugnisse in dieser Art ausgestellt. Vergleichen Sie damit die heutigen Zensuren mit ihrer dem Außenstehenden oft völlig unverständlichen differenzierenden Bewertung, Zensurenkonferenzen und am Ende die Entscheidung des Verwaltungsgerichts Münster, die auch die Note für ein einzelnes Unterrichtsfach zu einem im Verwaltungsgerichtsverfahren anfechtbaren Verwaltungsakt erklärt hat. Gestatten Sie mir, dabei anzufügen, daß man, auch bei der Betrachtung von Marxs Doktordissertation, Gelegenheit hatte, etwas weiteres festzustellen. Der Dekan der Philosophischen Fakultät, der Berichterstatter war, hat sein Votum, ohne eine einzige Korrektur im Text anzubringen, abgegeben; nach ihm haben die Ordinarien der Fakultät in langer Reihe lediglich vermerkt: Wie Eure Spektabilität. Dabei hat Marx als Externer promoviert, vermutlich besaß er nicht einmal Seminar- oder Übungsschein. Ja, warum haben wir diese Bildungsgrundlage verloren? Nun, es ist sicherlich leicht zu erkennen, wie Oberrealschulen und Fachschulen, recht sichtbar seit dem Beginn unseres Jahrhunderts, das humanistische Gymnasium verdrängt und sicherlich auch die Bedeutung unserer Universität vermindert haben.

Technische Hochschule, Medizinische Akademie, alte Handels- und neue Wirtschaftshochschule befriedigen offen-



gegr. 1909

gegr. 1909

PETER NAACHER

Buchhandlung für Universitätswissenschaften

FRANKFURT AM MAIN

Bockenheimer Landstr. 133 b. d. Universität und Schweizerstr. 57
Ruf: 67644/45

*Wir haben ständig alle Lehrbücher auf Lager
und bedienen Sie prompt*

bar die Bedürfnisse einer industriellen Gesellschaft besser als die alte Universität. Damit aber hat sich gleichzeitig irgendwie auch das Verhältnis der Universität zur Nation und zum Staat geändert.

Der Professor als präceptor Germaniae im wissenschaftlichen und politischen Sinne verschwindet mehr und mehr von der Bühne des geistigen Lebens. Einst klang die Stimme des Freiburger Professors Karl von Rotteck im Vormärz aus der Zweiten Badischen Kammer; die deutsche Öffentlichkeit, das Volk in Kurhessen hat mit Leidenschaft die Kämpfe des Marburger Professors der Rechte, Sylvester Jordan, verfolgt; die Göttinger Sieben, mit Professor Friedrich Christoph Dahlmann an der Spitze, wurden hochgeachtet von der gesamten deutschen Öffentlichkeit. Und was hat schließlich ein Mann wie Robert von Mohl für die Wissenschaft vom Staatsleben geleistet! Ja, mit welcher Ehrfurcht empfing die Achtundvierziger Nationalversammlung gerade in dieser Stadt noch Ernst Moritz Arndt und schenkte ihm selbst dann ihr Gehör, wenn er ein wenig veraltete Anschauungen ausdrückte. Man könnte fast jeder deutschen Universität ihre politische Geschichte schreiben, wie das meines Wissens zum Beispiel für Heidelberg schon geschehen ist.

Ein großer internationaler Zug des Lebens beherrschte die Universitäten, der uns in diesen Tagen, Jahren und Jahrzehnten verlorengegangen zu sein scheint.

Die mittelalterliche Auffassung, daß jede Universität die Schwester der anderen sei, führte dazu, daß Bologna und die Sorbonne so zusammengehörten wie Leipzig und Heidelberg nach der Sezession von Prag, oder daß die Reformationsuniversitäten, Wittenberg, Jena und Marburg, aus dem Geiste Martin Luthers hervorgegangen, ein echtes und praktisches Zusammenleben zeigten. Und es war ein schöner Beweis für diese Gesinnung, daß der geistige Gedankenaustausch deutscher und französischer Gelehrter, wie mancher Briefwechsel fast ergeifend dartut, durch die weitreichenden politischen Gegensätze zwischen ihren Nationen nicht erstickt werden konnte, sondern sogar während des Krieges von 1870/71 in einer wahrhaft europäischen Gesinnung fortgesetzt wurde.

Aber im Jahre 1910, als die heute nicht mehr bestehende Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin ihre Jahrhundertfeier beging, brachte es ein preußischer Professor fertig, diese Hochschule als das „Leibregiment der Hohenzollern“ hinzustellen, — ein zum Nachdenken mahndes Zeichen der Zeit, die unterging. Was der Nationalsozialismus unseren Hochschulen angetan hat, unterscheidet sich im Grundsatz nicht von dem, was er allen Schulen angetan hat; und wenn an der Spitze des Widerstandes gegen Hitler auch Universitätsprofessoren, wie die Finanzwissenschaftler Jessen und Popitz in Berlin, der Philosoph Huber in München anzutreffen waren, die sogar mit ihrem Leben für die Wahrheit bezahlt haben, so konnte damit doch die

Finsternis, die mit jeder Vertreibung, der Emigration von Hunderten deutscher Dozenten über die deutsche Wissenschaft gekommen ist,

noch nicht zerrissen und aufgehellt werden. Muß diese Generation vergehen, damit eine neue an ihre Stelle tritt? Und wird die neue nach den ungeheuren moralischen Verwüstungen, die die Diktatur und die geistige Tyrannei bei uns und auch sonst in der Welt hinterlassen haben, besser sein? Und ist nicht schließlich die biologische Substanz, die diese Generation mitbringt, viel zu gering und zu schwach für die Aufgaben unserer Zeit? Ich stelle diese Fragen nur, um den Ernst unserer Situation zwischen zwei großen politischen Wellen zu kennzeichnen.

Wer auf den Gedanken kommen wollte, daß durch die Verwandlung von Anhängern der überwundenen Tyrannei oder der bestehenden Tyrannei, wenn ich an den Osten denke, in Nahestehende der heutigen politischen Parteien, sich ein geistiger Umschwung vollziehen könnte, ist bestimmt auf dem falschen Wege. Kurzum, ich habe das Gefühl, daß wir in unserem Bildungsleben irgendwie die Grundlagen verloren haben und deshalb vor der Frage stehen: Können wir eine neue Grundlage finden? In Zeiten ge-

sellschaftlicher Umwälzung neigen die Menschen leicht zu einem Radikalismus, der sich im Formalen erschöpft. Es werden Alternativen aufgestellt, die keine sind, weil sie die Kausalitäten der einzelnen Entwicklungsreihen unbeachtet lassen. Ich sehe, um ein Beispiel zu erwähnen, in der Alternative: Sollen die Universitäten in Fachhochschulen aufgelöst werden oder soll durch die Integration der Fachhochschule in die Universität ein neuer Typ der Universität geschaffen werden, eine solche falsche Alternative; denn, und ich möchte das noch einmal unterstreichen, Technische Hochschule und Handelshochschule sind das natürliche Ergebnis der industriellen Gesellschaft, in denen die Schul- und Bildungsbedürfnisse des ökonomisch interessierten Teiles dieser Gesellschaft ihre Befriedigung finden. Daran muß sich notwendig die Frage anschließen:

Wo wird das Bildungsstreben des nicht-wirtschaftlich oder nicht industriell-kapitalistisch orientierten Teils befriedigt?

Wir dürfen nie den Satz Kants, auf dem seine Anthropologie beruht, vergessen: Alles in der Welt hat seinen Preis. Nur der Mensch hat eine Würde! Jede Bildungsform, die dem Rechen tragen will, hat vom ersten Satz des Bonner Grundgesetzes — ein Satz, der eigentlich gar nicht in der Verfassung zu stehen brauchte —: „Die Würde des Menschen ist unantastbar“, auszugehen und die Sätze des Artikels 2: „Jeder hat das Recht auf Leben“, „jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit“, als Gebot an die staatliche Gewalt zu verstehen.

Wir dürfen es also nicht dahin kommen lassen, daß etatistischer Utilitarismus einen Teil der Menschen zu Robotern, den anderen zu Managern im Gesellschaftsleben macht,

und damit im politischen Lebensraum die sozialen Voraussetzungen für Massen und Diktaturen und im gesellschaftlichen Raum für eine seelenlose Tyrannei schafft. Wenn ich so aus sozialem Grunde den einen Teil der Alternative: Auflösung der Universitäten in Fachschulen ablehne, so kann ich mich aber auch nicht für ihren zweiten: die Auflösung der Fachschulen durch Integration in die Universität, entscheiden. Eine solche Maßnahme mag vielleicht zu einer rationelleren Organisation des wissenschaftlichen Betriebes führen, wobei immerhin noch festzustellen wäre, ob ihr nicht noch besser in den Laboratorien als staatlichen Instituten entsprochen wird. Sie befriedigt aber nicht die zweckfreie, rein wissenschaftliche Forschung.

Gestatten Sie mir in diesem Zusammenhange schließlich die Erklärung, daß ich auch das dieser großen Alternative ausweichende studium generale nicht als eine Überwindung der von der Alternative verkannten Schwierigkeiten anzusehen vermag.

Das studium generale will die Fachausbildung durch eine staatsbürgerliche Bildung ergänzen. Nun geht keine Ergänzung an das Wesen der Dinge heran. Sie setzt im Gegenteil deren Unversehrtheit voraus. Jede Ergänzung läßt das Alte bestehen. Es handelt sich außerdem nicht um staatsbürgerliche Bildung, sondern um ein flüchtiges Wissen von Institutionen und juristischen, ökonomischen und sozialen Funktionen. Es handelt sich um politische E r z i e h u n g.

Nur wer glaubt, daß man heute noch der Auffassung huldigen könnte, Unterricht sei das einzige Mittel der Erziehung, wer also in der Psychologie um 150 Jahre zurück ist, kann sich mit dem studium generale und seiner staatsbürgerlichen Erziehung zufriedengeben. Was also muß, vom Standpunkt des verantwortlichen Politikers aus gesehen, geschehen? Wir müssen endlich dahin gelangen, die gewiß nicht leichte Frage zu beantworten:

Wozu und wie sollen wir den Menschen unserer Zeit erziehen?

Wir leben in einer Übergangszeit; wir haben einen durch tragische Ereignisse und Erlebnisse zerrissenen, disharmonischen, im materiellsten Verstande entwurzelten Menschen vor uns, der aus Katastrophensituationen kommend noch durch viele Krisenlagen der Gesellschaft wird hindurchgehen müssen. Weder der harmonisch allseitig gebildete Mensch, noch das Ziel der Charakterstärke der Sittlichkeit, noch die Vermengung von Schichten der Persönlichkeit, können das Ziel der geistigen Anstrengung unserer Universitäten

sein. Wir brauchen den Richter, den Arzt, den Erzieher und den Forscher, der imstande ist, aus dem von ihm als Berufung empfundenen Beruf eine neue Ordnung durch Gestaltung und Sinngebung der Lebenswerte zu schaffen und diese zu bewahren. Wir brauchen den Richter, den Arzt, den Erzieher und Forscher, der sich nicht als wissenschaftlicher Spezialist, sondern in erster Linie als Mensch fühlt. Meine stillschweigende Voraussetzung ist dabei, daß der Staatsmann sich verpflichtet, das Leben gleichzeitig wieder lebenswert zu machen.

Wir brauchen einen Menschen, der aus Selbstverantwortung in Freiheit zu leben vermag, der die Freiheit will und sie auch erträgt und nicht auf der Flucht vor der Freiheit und der Verantwortung sich nur im Befehl und im Gehorsam wohlfühlt. Ich verkenne nicht, daß der, der dieses Bildungsziel demokratischer Freiheit erstrebt, eine Krise der Freiheit, auch in der westlichen Welt, vorfindet. Wenn der natürliche, notwendige und gute Gegensatz der Meinungen so weit geht, daß man die Grundlagen der Freiheit angreift, wenn man unter Freiheit nichts weiter versteht, als einen durch die Revolution des 16. bis 19. Jahrhunderts errungenen Besitzstand an politischen, ökonomischen und sozialen Befreiungen, wenn die Statue der Freiheit den Blick nur auf die Vergangenheit richtet, dann

entsteht in den Massen der Gegenwart ein Hohlraum, in den leicht Befehl, Gehorsam und Glaube an einen Mythos einziehen.

Der Kampf gegen den Neofaschismus darf nicht nur gegen Personen geführt werden, die ein unter seinen Verbrechen zusammengestürztes, oder vielleicht, wenn wir an den Osten denken, demnächst zusammenstürzendes System wiedererrichten oder erhalten wollen, er muß auch gegen diejenigen aufgenommen werden, die schwach und mutlos von der Freiheit keinen Gebrauch machen, die überall da, wo rationales Denken möglich ist, irrationalen, unwägbar empfundenen Tür und Tor öffnen. Er muß aufgenommen werden gegen jene, die die Bildung des Willens und der Meinung glauben manipulieren zu können und die nicht verstehen, daß das Volk den Wert der Freiheit nur begreift, wenn die geistigen Führer der Nation durch den Gebrauch der Freiheit neue Lebenswerte schaffen. Man darf niemals da schweigen, wo Reden geboten ist.

Ich wäre recht glücklich, wenn aus unserer krisenhaften Übergangszeit eine Renaissance der Wissenschaft und der Pädagogik hervorgehen würde. Das alte humanistische Gymnasium wird nicht wiederkehren. Aber die alten Bildungswerte, auch der griechischen und römischen Klassik, der mittelalterlichen Renaissance und des deutschen Humanismus müssen sich in Philosophie, Literatur und Geschichte mit den Natur- und Gesellschaftswissenschaften verbinden. Die höchsten Kulturepochen der Menschheit haben diese Verbindungen stets gehabt. Das galt auch für das Zeitalter des deutschen Idealismus. Wissenschaft, Erziehung und Politik stehen bei einigen Epochen in einem unlöslichen Zusammenhang, auch dann, wenn ihre Zeit im Lärm der äußeren Ereignisse diesen Zusammenhang nicht erkannt hat.

Ich möchte zusammenfassen:

Die Herstellung der Verbindung von Wissenschaft, Erziehung und Politik ist die Aufgabe der Universitäten unserer Zeit.

Hüten wir uns, diese Aufgabe zu verneinen, ihr auszuweichen oder auch nur im Rhythmus ihrer Erfüllung zurückzubleiben.

Die Johann Wolfgang Goethe-Universität zu Frankfurt am Main ist noch jung. Sie sollte sich nicht in Traditionen befangen fühlen, die vielleicht längst schon zu Ideologien geworden sind. Sie darf nicht zu einer „Fabrik des neuen Menschen“ herabsinken und nicht zur Serienproduktion von Intellektuellen übergehen. Sie muß sich dem Mahnen des Mannes würdig erweisen, dessen Namen sie trägt, Frankfurt muß weiter, vorwärts und aufwärts!

Der Festakt wurde eingeleitet mit einem Satz aus einem Streichquartett von Haydn und beschlossen mit einem Satz aus einem Streichquartett von Beethoven, gespielt vom Assmann-Quartett.



RHEIN-MAIN BANK

AKTIENGESELLSCHAFT

FRÜHER DRESDNER BANK

Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 7

Fernsprecher: Ortsverkehr 30061, 30221, Fernverkehr 30231

Depositenkassen in Frankfurt a. M.:

Mainzer Landstraße, Mainzer Landstraße 93 · Opernplatz, Große Bockenheimer Straße 37-39

Roßmarkt, Roßmarkt 14 · Schweizerstraße, Schweizerstraße 27

Niederlassungen an 52 Plätzen



Wehrdienst und Staatsbürgerkunde

Es ist immer leicht gesagt, wogegen man ist. Schwerer aber ist es, zu erklären und zu erkennen, wofür man steht. Dieses Faktum zeigte sich besonders in den Diskussionen über den Wehrdienst und den damit unlöslich verbundenen Wehrwillen. Letzterer ist eine notwendige Voraussetzung, soll ein Wehrdienst tatsächlich erfolgreich sein. Dieser Wehrwille beruht auf der Beantwortung der Frage: Weshalb? Es muß ein intellektuelles Verständnis vorhanden sein, warum eine militärische Ausbildung erforderlich ist und wofür man sich technisch vorbereitet. Erst wenn die geistige Vorbereitung Erfolg gehabt hat und der junge Mann einsieht, daß er mit dem Opfer seiner Zeit und Unabhängigkeit letzten Endes auch seinen ganz privaten Interessen dient, ist die Voraussetzung gegeben für eine verlässliche Truppe, die nicht nur äußerem Druck standzuhalten imstande ist, sondern auch aus eigener Konzeption geistiger, innerer Beeinflussung gewachsen ist.

Dieser Aufgabe der inneren Vorbereitung hat der staatsbürgerliche Unterricht zu dienen. Er stellt ein neues Gebiet großer Verantwortung für die Armee dar und stellt hohe Anforderungen an die Vorgesetzten besonders der mittleren und unteren Offiziersdienstgrade. Dieser staatsbürgerliche Unterricht gewinnt dadurch, daß er in der Armee gerade die Jugend des Volkes erreicht, eine Bedeutung, die weit über den Rahmen der Armee hinausreicht und eine lebendige Verbindung zum Volke herstellt. Der Armee wird so ein Platz im Staate zugewiesen, der von ausschlaggebender Bedeutung ist für seine Festigkeit und seinen Bestand. Hier zeigt es sich, daß die Armee kein Staat im Staate sein kann und darf, sondern ein positiver und produktiver Teil desselben.

Dieser Wehrwillen kann nicht eingepaukt werden. Er muß erweckt werden durch die Vermittlung von Tatsachen, von Tatsachen über den einzigen heute noch möglichen Feind, den Kommunismus, und über die zu schützenden freiheitlich-demokratischen Güter. Die indifferente Haltung gerade gegenüber dem Kommunismus, die noch so weit verbreitet ist, beruht ja im Wesentlichen darauf, daß man außer einigen Schlagworten nichts über sein Wesen weiß. Nur die Aufzeichnung der tiefsten Ziele dieser Bewegung und ihrer Bastion Sowjetrußland kann zu einem Verständnis der Gefahr führen, in der die freie Welt schwebt. Ebenso aber muß ganz klar sein, was eigentlich „freiheitlich-demokratische“ Güter sind. Es sind beides sehr weite und komplexe Gebiete, die zu behandeln viel Arbeit und Zeit erfordert, beides aber muß in Kauf genommen werden von der Armee als Grundlage für ihre Festigkeit.

An sich sollte es ja gar nicht erst die Aufgabe der Armee sein, das Verständnis im Volke zu wecken, weshalb ein Wehrdienst erforderlich ist. Aber es ist nun einmal eine Tatsache, daß die hierfür eben notwendigen Grundlagen staatspolitischer Art nicht vorher gelegt werden, und daß der

junge Mensch nicht das Gefühl und Bewußtsein besitzt, Teil einer Gemeinschaft, eines Volkes zu sein, gegenüber dessen äußerem Ausdruck, dem Staate, er nicht nur Rechte, sondern als Wechselbeziehung auch Pflichten hat. Es ist niemand da, der ihm dieses Bewußtsein vermittelt, und wo es geschieht, ist es im tendenziösen Sinne irgend einer Organisation, die letzten Endes ihre eigenen Ziele dabei verfolgt und der dabei die nüchterne Objektivität abhanden gekommen ist. So bleibt es paradoxerweise der Armee überlassen, gerade dem staatlichen Instrument der Gewalt und äußersten Not, eine Grundlage in die jungen Bürger zu legen, die sie zu verständnisvollen Gliedern des Volkes zu machen bestimmt ist. Diese Aufgabe ist umso schwerer, aber auch umso bedeutender, als ein großer Teil der jungen Menschen dem Wehrdienst generell ablehnend gegenübersteht. Es ist also nicht nur ein mangelndes Wissen aufzufüllen, sondern zunächst auch überhaupt eine grundsätzliche Antipathie zu überwinden.

Der staatsbürgerliche Unterricht in der Armee ist der Schlüssel für die Effektivität der Armee im Besonderen, wie des Bestandes und der Festigkeit des Staates im Allgemeinen. Es tritt damit eine völlig neue Aufgabe an den Vorgesetzten heran. Sie bedeutet eine schwere zusätzliche Belastung, die nicht nur Zeit beansprucht, sondern mehr noch Wissen. Die Verantwortung eines Vorgesetzten wächst über den Rahmen des Militärischen weit hinaus in das gesamte völkische Leben hinein, das er zu beeinflussen berufen ist. Die Armee ist somit dann auch ein integrierender Teil des Gesamten und steht mitten im staatspolitischen Leben mit einer Aufgabe, die in ihrer Bedeutung kaum zu überschätzen ist. Es ist verständlich, daß es dem Vorgesetzten in der Armee nicht leicht fallen wird, diese Berufung mit der reinen militärischen Aufgabe in Einklang zu bringen, denn sie verlangt zusätzlich ein Studium und Wissen, verbunden mit pädagogischen Fähigkeiten, das nur in langer und harter Arbeit zu erlangen ist. Doch muß die Aufgabe übernommen werden, nicht allein im Interesse der Armee, sondern ganz besonders auch im Interesse des ganzen Volkes. Eine staatsbewußte Jugend ist an sich schon eine große Sicherheit gegen eine Subversion durch den Kommunismus und damit auch gegen eine Aggression seines Exponenten, der Sowjetunion. Wenn ein Volk innerlich geschlossen und bewußt zu seinen Freiheitswerten steht, und damit auch entschlossen ist, diese nötigenfalls mit der Waffe in der Hand zu verteidigen, ist auch die Siegeschance des militanten Kommunismus so verringert worden, daß er von einem offenen Angriff infolge der Unsicherheit des Erfolges Abstand nehmen wird. Denn innere und besonders auch äußere Geschlossenheit und Stärke ist das Einzige, was dem auf reiner Macht basierenden bolschewistischen Kommunismus erfahrungsgemäß Eindruck macht.

Dietrich Bode

Noch immer: Politische Verbrecher

Nichts ist unerfreulicher, als auf eine Kritik zu antworten, die am Thema vorbeiredet. Und in dieser Situation befinden wir uns, wenn wir Joachim Peters Beitrag zum Thema „Politische Verbrecher“ betrachten. Aber sein Artikel muß beantwortet werden, wenn die Diskussion zu diesem wichtigen Problem nicht auf eine geradezu lächerliche Weise im Sande verlaufen soll.

Erinnern wir uns: Alexander Böhm stellte die These auf, daß es noch nicht sicher sei, ob die Bundesrepublik mit ihren Feinden fertig werde. Als ein Beispiel für das Versagen des demokratischen Staates brachte er den Fall Kuper, — dem er gleichzeitig die Erklärung für dieses Versagen entnahm: Da der Polizeibeamte — wie leider viele Deutsche — geglaubt habe, politische Verbrecher seien eigentlich harmlos, sei es Kuper gelungen zu entfliehen! — Und als Beispiel, welche absurde Formen dieser Irrtum annehmen kann, berichtete Böhm, daß Baab — von dem feststeht, daß er ein Massenmörder ist — von einem Beamten nur für einen „angeblichen“ Mörder gehalten wurde, weil er zur Zeit seiner Taten die Gestapo-Uniform getragen, seinen Taten also offenbar auch ein „politisches“ Motiv zugrunde gelegt habe.

Nun sollte man meinen, daß diese Themenstellung eine ernste und überlegte Haltung des Kritikers verlange, — aber das ist leider nicht der Fall. Vielmehr werden Sätze aus dem Zusammenhang gerissen und dann „widerlegt“. Dem Gegner werden Absichten unterstellt, die er nie gehabt hat, und diese werden dann mit Wonne als schlecht, unmoralisch und verdammenswert gekennzeichnet.

Es ist ja grotesk, wenn Peter behauptet, Böhm habe sich einen gewöhnlichen Massenmörder herausgegriffen und ihn nur deshalb zum politischen Verbrecher deklariert, um zu zeigen, „daß politische Verbrecher genau so schlecht seien, wie alle sonstigen Verbrecher.“ Dabei war es genau umgekehrt. Böhm wollte doch nur dies deutlich machen: Selbst der gemeinste Verbrecher wird von vielen nicht mehr als Verbrecher betrachtet, wenn seine Taten nur einen entfernten Zusammenhang mit der Politik haben. Nicht Böhm, sondern der Gefängnisbeamte hat Baab zum politischen Verbrecher deklariert und ihm — weil er ihn fälschlich für einen politischen Verbrecher hielt — mildernde Umstände zugebilligt.

Ich werde den Eindruck nicht los, daß Peter überhaupt nicht begriffen hat, worum es geht („Vorsatz“ soll ihm nicht vorgeworfen werden). Der politische Verbrecher ist ein Verbrecher wie jeder andere Übeltäter. Sein Vergehen richtet sich gegen die Gemeinschaft, die er in ihren Rechten beschränken will. Die Kommunisten — um bei diesem Beispiel zu bleiben — wollen dem deutschen Volk das Recht nehmen, seine Regierung immer

wieder selbst auszuwählen. Sie wollen die dauerhafte Diktatur einer kleinen Gruppe an die Stelle der Demokratie setzen. In der Sowjetzone haben wir ein furchtbares Exempel! Merkwürdigerweise sind aber die Deutschen für einen Diebstahl von materiellen Gütern viel empfindlicher als für einen Diebstahl ihrer demokratischen Rechte. Alexander Böhm hat für diese unsagbar gefährliche Geisteshaltung Beispiele genug gebracht, und selbst der so sehr um die Demokratie besorgte Joachim Peter ist ein Beispiel, wenn er behauptet, die „Sozialistische Aktion“ sei doch gar nicht für voll zu nehmen. Kuper ist wegen Vorbereitung des Hochverrats angeklagt worden, aber Peter nimmt seine Organisation nicht für voll, weil — es bleibt ja gar kein anderer Schluß übrig — weil sie ja „nur“ eine politische Organisation ist.

Was glaubt denn Peter eigentlich? Meint er, Verschwörer würden heute noch mit schwarzen Masken vor dem Gesicht und dem „Dolch im Gewande“ nachts durch die Straßen eilen? Das war einmal, als es galt, die Herrschaft eines Königs zu beseitigen. Heute aber geht es darum, die Herrschaft eines ganzen Volkes zu beseitigen. Auch Verschwörer passen sich den veränderten Umständen an. Demagogie ist die moderne Waffe des Verschwörers. Aber weil das ganze Volk angegriffen wird, ist eine Regierung machtlos, wenn das Volk sich nicht selbst wehrt. Wie soll es das aber, wenn es nicht einmal einsieht, daß politische Verbrecher genau so gefährlich, ja gefährlicher sind, als Diebe und Mörder?

Und genau dies ist das Thema des Artikels von Alexander Böhm (wobei er — bei Joachim Peter irrtümlich — voraussetzt, daß der Leser weiß, was ein politischer Verbrecher ist), den er abschließt mit der — leider berechtigten — Befürchtung, „daß Behörden, Presse und Bevölkerung zum größten Teil bis heute noch nicht begriffen haben, wie man mit den Feinden der Demokratie verfahren muß.“

Ein Satz, der seinen Widersacher Peter zu der Behauptung verleitet: „Das war schon einmal da!“ Als ich das las, „stoßseufzte“ ich: Wenn es nur schon einmal dagewesen wäre! Dann hätten wir nämlich die Nazis nicht gehabt, auf die Peter offensichtlich anspielt, wobei er aber den fundamentalen Unterschied von „Schutz des Nazistaates“ und „Schutz der Demokratie“ nicht begreift. Das Wort Demokratie war doch bei Böhm nicht zu übersehen.

Es geht ja gerade darum zu verhindern, daß aus der Demokratie wieder eine Diktatur wird. Die Diktatur allerdings würde sich auch durch die Worte von Joachim Peter (die dann bestimmt in keiner Zeitung erscheinen könnten) nicht davon abhalten lassen, jeden, der eine andere Meinung hat, zum politischen Verbrecher zu erklären. Während die Demokratie jedem seine

eigene Meinung läßt, solange er nicht ein System anstrebt, in dem er und seine Kumpanen die einzigen sind, die eine Meinung äußern dürfen.

Und falls Joachim Peter diese Worte nur als unverbindliche Gemeinplätze ansieht, seien ihm einige Beispiele genannt: Die Große Sowjetische Enzyklopädie nennt als Aufgabe der sowjetischen Rechtsprechung, „die Stärkung des sozialistischen Regimes und die Verfolgung der Feinde des Volkes“. Demzufolge unterscheidet das Strafgesetzbuch der Russischen Sowjetrepublik in Art. 46 grundsätzlich zwischen politischen und anderen Verbrechen. Für politische Verbrechen sind Mindeststrafen, für andere Verbrechen sind Höchststrafen festgesetzt. Zu den politischen Verbrechen zählt auch (Art. 59) die verspätete Abfertigung von Zügen und die Ansammlung von leeren Güterwagen. Diese Handlungen werden als Verbrechen gegen die Regierung angesehen und mit Arbeitslager nicht unter 10 Jahren, in schweren Fällen mit dem Tode bestraft. — Art. 8 des „Gesetzes über die Erziehungslager“ lautet: „Personen werden in ein Erziehungslager eingewiesen, wenn sie dazu verurteilt werden durch (a) Urteil eines Gerichtes, (b) Verfügung eines Verwaltungsorgans.“ Vielleicht macht sich Joachim Peter auch einmal die Mühe und liest den berichtigten Artikel 6 der Verfassung der DDR und die Rechtsprechung dazu durch. Dann wird er begreifen, daß jeder, der diese Zustände anstrebt, wirklich ein politischer Verbrecher ist. Aber man kann eben einen Begriff wie den des politischen Verbrechers nicht von der Theorie her kritisieren. Die Politik selbst ist ja keine Angelegenheit der Theorie. Wir haben uns längst angewöhnt, Politiker nicht nach ihren Reden sondern nach ihren Handlungen zu beurteilen. Das Gleiche sollte auch für politische Verbrecher gelten.

Peter Scholz

Exkursion nach Straßburg

Zum ersten Male in der nun vierjährigen Geschichte des Europa-Rates besuchte eine Gruppe deutscher Studenten das Straßburger Europa-Haus. Unter Leitung von Professor Dr. Eugen Kogon erlebten Darmstädter Hochschüler am 16. und 17. Juni zwei Tage Arbeit der Gemeinsamen Versammlung für Kohle und Stahl. Der Nachmittag des ersten Tages führte uns in den großen Sitzungssaal der Beratenden Versammlung — in der eben der zweite Sitzungstag der Gemeinsamen Versammlung begann. Der Präsident dieser parlamentarischen Versammlung der Montanunion, Paul Henri Spaak, eröffnete die Tagesordnung in dem technisch bis zur viersprachlichen Simultanübersetzung hervorragend ausgestatteten Saal. Im Anschluß an den am Vortage vom Präsidenten der Hohen Behörde, Jean Monnet, gegebenen Gesamtbericht über die Tätigkeit der Gemeinschaft erstatteten der Sozialausschuß, der Transportausschuß und der Allgemeine Politische Ausschuss Zusatzberichte, an die sich jeweils Debatten angeschlossen. Vorrang vor allen hatte unstrittig die von der einzigen Dame des Hauses, der Niederländerin Fräulein Klompé, für den politischen Ausschuss gehaltene Rede über die politische Weltlage im Hinblick auf die „Gemeinschaft der Sechszehn“.

Ja, hier ist wohl der Moment, unseren Eindruck zu schildern als wir auf der Zuschauertribüne Platz genommen und die vorgedruckte Sitzordnung der Abgeordneten erhalten hatten: Nur hier und da saßen mal zwei, mal drei Delegierte an Tischen, die nach unserem Plan vollbesetzt zu sein hatten. „Richtig“, entsannen wir uns, „Frankreich — Regierungskrise, Italien — Regierungsneubildung, Deutschland — Wahlgesetzdebatte im Bundestag“ — und mit erschreckender Deutlichkeit erkannten wir die unglückliche Abhängigkeit der supranationalen Institutionen von den nationalen Parlamenten. Die fast ausschließliche Vergebung der Mandate an die angeblich „dafür praedestinierten“ nationalen Parlamentarier hat eine derartige Überlastung einiger weniger mit sich gebracht, daß entweder die nationalen Parlamente oder die überstaatlichen Gremien nicht voll funktionsfähig sind. Hier scheint eine ernste Gefahr für die zukünftige Entwicklung zu liegen. Das zeigte sich auch sehr bald, als die Debatten begannen. Kaum einer der Abgeordneten war in der Lage gewesen, sich das erforderliche Sachwissen für eine fruchtbare Diskussion anzueignen. Die Folge war eine schwache, man möchte sagen lustlose Debatte — bis sich zum Ende dieses Tagungsabschnittes aus der vordersten Bank ein Mann zum Schlußwort erhob, dessen geringe Popularität in keinem Verhältnis zu seinen Leistungen für die europäische Einigung steht: Jean Monnet. Kein großer Redner, verstand er es doch, sofort jene gespannte Stille im Saale zu erzeugen, die in allen Parlamenten wichtige Ausführungen begleitet. Seine Worte waren unter dem Aspekt „Unser letztes Ziel ist die völlige Einigung Europas“ ein Blick in die Zukunft der europäischen Entwicklung und ein Bekenntnis zu diesem Wege. Er schloß mit den Worten: „Sowjetrußland gegenüber müssen wir Vertrauen zu uns selbst haben, den Vereinigten Staaten gegenüber müssen wir handeln, und Großbritannien gegenüber müssen wir Erfolg haben!“

Am Morgen des zweiten Tages unseres Straßburger Aufenthalts sollten wir die Arbeit des Generalsekretariats des fünfzehn Länder umfassenden Europa-Rates kennenlernen. Ein höherer deutscher Beamter des Informationsdienstes zeigte uns das Haus mit seinen Sitzungssälen, mit seinen Einrichtungen und technischen Anlagen. Er entwarf uns auch ein Bild von der Tätigkeit der im Europa-Haus in Sekretariaten, Abteilungen und Ausschüssen beschäftigten Beamten. Was wir aus seinen Worten und aus unseren Eindrücken erkannten, war, daß die in den Nationalstaaten traditionsgebundenen ausgebildeten diplomatischen Beamten (auf Lebenszeit!) hier das Neue zu verwalten, ja nicht nur zu verwalten, sondern fortzuentwickeln und täglich an die wechselnden Gegebenheiten der Politik zu adaptieren haben. Der Nachwuchs an europäischen Diplomaten wird mehr und mehr (man bedenke, daß EVG und Europäische Politische Gemeinschaft über das Stadium utopischer Planung weit hinaus gediehen sind!) zu einem wichtigen Problem. Die von Professor Brugmans in Brügge ausgebildeten europäischen Nachwuchs-Diplomaten können diesen Bedarf nur zu einem Bruchteil decken.

Es kann das Vorhergegangene nur lückenhaft unseren Gesamteindruck dieser Exkursion wiedergeben und wir waren uns alle darin einig, daß in unserem Bewußtsein an die Stelle trockenen Gewirrs theoretischer Vorstellungen das plastische Bild europäischen Lebens getreten war.

Günther Eisenführ

geln, in jenen Bildern dagegen, die der elementaren Sphäre zugehören, das spezifisch eschatologische Moment in der Auffassung des Zeitenwandels zum Ausdruck kommen, indem für das Elementare im Gegensatz zum Vegetativen das Jähe, Unberechenbare entscheidend ist, ein Umschlag der Zeit, der Zerstörung und Steigerung in einem mit sich bringt.

2. Probleme der Form

Eine Auseinandersetzung mit der Form eines Dichtungs-werkes hat sich in erster Linie mit der Gattungswahl zu beschäftigen. Im vorliegenden Fall handelt es sich um ein Gebilde, dem man etwa seit der Renaissance den Name Ode beizulegen pflegt, wobei diese Gattungsbezeichnung gegenüber dem antiken Umfang des Begriffes eine Bedeutungsverengung nach einer bestimmten Richtung erfahren hat. Für das Gedicht, dessen Interpretation hier versucht wurde, hat Hölderlin im Gefolge der Dichtungen von Pyra, Lange und später von Klopstock die ihm von Horaz her vertraute Form der alkäischen Strophe gewählt. Eine ästhetische Analyse dessen, was wir in der abendländischen Dichtung Ode nennen, pflegt im allgemeinen auf Schwierigkeiten zu stoßen, und zwar deshalb, weil in dieser Gattungsform hymnische und reflektive Stilelemente in eins gefügt sind. Worin dieses Ineinander begründet ist, dafür hat Werner Jäger die richtige Deutung gegeben, wenn er im ersten Band seiner Paideia zeigt, welche geschichtlichen und soziologischen Umstände bei der Entstehung der „odischen“ Lyrik bedeutsam wurden. Was uns interessiert, findet sich dort unter dem Titel: „Die Selbstformung des Individuums in der ionisch-äolischen Dichtung“ (S. 160 f.). Danach ist es so, daß diese Lyrik die Herauslösung des Einzelnen aus den Bindungen übergreifender Art zur Voraussetzung hat, ein Vorgang, der von Jäger in soziologischer und geistesgeschichtlicher Hinsicht genau durchgearbeitet wird. Ist die Voraussetzung der Hymne die kultische Ergriffenheit und die Identität von Gott und Mensch, aus der heraus der Gesang aufbricht, so setzt die Ode die Lockerung dieser Identität voraus. Auch die Ode kennt selbstverständlich noch den Bezug zum Göttlichen, aber der Mensch ist nicht mehr unmittelbar hineingegeben in den Bereich der Mächte, sondern steht ihnen schon gegenüber, in der Weise, daß in dem Spielfeld der Mächte ein abgeschirmter Raum für die „Selbstformung“ des Menschen ausgespart ist. Von da aus die Mischung des Hymnischen und des Reflexiven.

So ist es auch nicht überflüssig, wenn man darauf hinweist, wann diese lyrische Form jeweils in den folgenden Jahrhunderten rezipiert wurde; immer dann nämlich, wenn sich eine solche Spannung von Mythos und Logos ergibt. Nun ist es nicht notwendig, daß die Spannung jeweils so gelagert ist, wie es in der ionisch-äolischen Lyrik der Fall ist, daß nämlich die Bewegung vom Mythos zum Logos hin verläuft und das Gewicht sich von der religiösen Gebundenheit zur Selbstformung des Menschen verlagert. Diese Bewegungsrichtung war charakteristisch für die Zeit vom 7. zum 6. Jahrhundert und hat im Zusammenhang damit den Charakter der Einmaligkeit. Wenn später von Horaz diese lyrische Form übernommen wird, dann konnte nicht mehr diese Richtung maßgebend sein, sondern höchstens die umgekehrte. Denn in der augusteischen Zeit war die Entbundenheit des Individuellen so weit gediehen und in dem Maße selbstverständlich, daß es hier weniger notwendig war, die Bewegung zur Freiheit des Menschen hin zu vollziehen, als vielmehr den Menschen vor den Gefahren dieser Freiheit zu behüten, in der Weise nämlich, daß man bemüht ist, ihn wieder in Fühlung mit jenen alten Formen religiöser und gesellschaftlicher Bindung zu bringen, die in den Anfängen einmal das Leben im ganzen gestaltet hatte. So ist die Horazische „Ode“ zu verstehen im Sinne jener konservativen Rückwendung, wie sie für die augusteische Epoche im ganzen charakteristisch ist.

In ähnlichem Sinn muß die Rezeption dieser lyrischen Gattungsform im Abendland verstanden werden. Von da aus wurde auch die Wahl der Odenform für Klopstock und Hölderlin bedeutsam. Auch hier ist die Tatsache einer entmythisierten geschichtlichen Situation als Ausgangspunkt entscheidend, in einem damit aber auch das Unbehagen an dieser Bindungslosigkeit und der Versuch, die alten Bindungen wie-

der zu erneuern. Wie eine Situation dieser Art für die Hölderlin-Ode vorausgesetzt werden muß, ist bei der Analyse des Gedichtes genügend herausgearbeitet worden. Das etwa sind die Voraussetzungen für die Entstehung der Ode und für die ihr eigentümliche Mischung disparater Stilelemente.

Daß — um nun zu dem Gedicht Hölderlins zurückzukehren — auch in ihm das Moment der Reflexion einen breiten Raum beansprucht, bedarf keiner eingehenden Begründung. Ein oberflächlicher Blick auf den syntaktischen Bau der Ode mit ihren zahlreichen kausalen, finalen und konzessiven Adverbialsätzen vermag das Gesagte zu bestätigen. An charakteristischen Stellen finden sich Konjunktionen, die im allgemeinen in dem lyrischen Gedicht nicht üblich sind, Konjunktionen wie „damit“, „wenn schon“, „denn“. Wo aber solche Satzformen auftauchen, sind sie unverkennbares Symbol dafür, daß die ursprüngliche Identität von objektiver und subjektiver Sphäre nicht mehr besteht und es einer reflektiven Anstrengung bedarf, um die Konformität einigermaßen wiederherzustellen.

Da sind in dieser Ode aber auch Stilelemente gegensätzlicher Art, Stilelemente der Getragenheit und des Pathos. Dieses kommt vor allem zum Ausdruck in der Neigung zu Stilformen pleonastischer Art. Man vergleiche dazu die Fülle der Appositionen und Doppelsagen, wie sie sich in Strophe 2,3 entfalten. Gerade diese Fülle ermöglicht jene Atmosphäre feierlich-pathetischer Getragenheit, wie sie für dieses Gedicht im besonderen eigentümlich ist, eine Atmosphäre, die gelegentlich so stark ist, daß auch die Stilformen der Reflexion in den großen Bogen hineingenommen werden können und dadurch im ganzen annehmbar erscheinen (vgl. dazu, wie in dieser Weise der konzessive Nebensatz in Strophe 2,3 in das Ganze verschlungen wird). In diesen Stilzusammenhang der pleonastischen Fügung gehört auch die Neigung, Sätze jener Art in das Gefüge einzuschalten, die man im allgemeinen Klammersätze nennt. So vor allem in der großen Periode in der vorletzten Strophe: „ein Zeichen ist er . . .“, auch dieses selbstverständlich eine Übernahme aus dem hymnischen Stil, für den gerade diese fast ordnungslose Fülle und das Sprechen aus dem Reichtum und aus dieser Fülle charakteristisch ist.

Dem Pathos des weiteren dient die das Gedicht durchgängig bestimmende Form der Anrede. Zwar ist sie unterschieden von der Nennung und dem Anruf der kultischen Hymne. So ist die Anredeform der Ode oft mehr Symbol der Distanz als der Ergriffenheit. Indessen gilt diese Beobachtung nicht für dieses Gedicht Hölderlins. Hier überwiegt auch in der Anrede das Moment der Feierlichkeit, der Getragenheit, ja der Ergriffenheit, so daß es erlaubt ist, auch sie in diesen Stilzusammenhang einzuordnen.

Noch deutlicher sind die Stilformen des Pathos an anderen Beispielen nachweisbar. Vor allem kommt der häufige Gebrauch der Metaphern, der Metonymien und der Vergleiche der Feierlichkeit und der Getragenheit entgegen. Von der Bedeutung der Metaphern war schon die Rede. Kennzeichen für das Pathos des Oden-Stils ist aber auch der reiche Gebrauch der Metonymien: „das edle Bild“, „die Sterblichen“, „die Zeitlichen, die Reinen“ usw. Was diese Stilform erreichen möchte, ist deutlich: sie schafft Möglichkeiten dafür, daß Zufälliges zum Wesenhaften hin gesteigert werden kann. Sie erlaubt die Teilnahme des Getrennten am Sinnzusammenhang des Ganzen.

Damit kann die Analyse der Gattungs- und Stilform abgeschlossen werden. Es ist einsichtig, daß sich in ihr noch einmal von der Form her bestätigt hat, was schon die Interpretation des Gehaltes ergeben hatte. Dort wurde festgestellt, daß thematisch bedeutsam für das Gedicht die Spannung zwischen Zukunft und Vergangenheit sei, zwischen dem von den organischen Ordnungen getragenen Leben der Vergangenheit und jener Situation der Gegenwart, da der Einzelne aus den Ordnungen entlassen ist und das Wagnis der Ungeborgenheit auf sich zu nehmen hat. Dieselbe Spannung offenbart sich im Stil in jenem Gegensatz von pathetischen und reflexiven Stilformen, wie er für die Form der Ode und ihre Sprachgebung charakteristisch und maßgebend ist.

Dem Aufsatz liegt ein Vortrag zugrunde, der im September 1951 auf dem Heidelberger Germanistentag gehalten wurde.

Hölderlins Ode an eine Fürstin von Dessau

Versuch einer Interpretation

Von Joseph Kunz

An eine Fürstin von Dessau

Aus stillem Hause senden die Götter oft
Auf kurze Zeit zu Fremden die Lieblinge
Damit, erinnert, sich am edlen
Bilde der Sterblichen Herz erfreue.

So kommst du aus Luisiums Hainen auch
Aus heiliger Schwelle dort, wo geräuschlos rings
Die Lüfte sind und friedlich um dein
Dach die geselligen Bäume spielen,

Aus deines Tempels Freuden, o Priesterin!
Zu uns, wenn schon die Wolke das Haupt uns beugt
Und längst ein göttlich Ungewitter
Über dem Haupt uns wandelt.

O theuer warst du, Priesterin! da du dort
Im Stillen göttlich Feuer behütetest,
Doch theurer heute, da du Zeiten
Unter den Zeitlichen segnend feierst.

Denn wo die Reinen wandeln, vernehmlicher
Ist da der Geist, und offen und heiter blühn
Des Lebens dämmernde Gestalten
Da, wo ein sicheres Licht erscheint.

Und wie auf dunkler Wolke der schweigende
Der schöne Bogen blühet, ein Zeichen ist
Er künftger Zeit, ein Angedenken
Seeliger Tage, die einst gewesen,

So ist dein Leben, heilige Fremdlingin!
Wenn du Vergangenes über Italiens
Zerbrochenen Säulen, wenn du neues
Grünen aus stürmischer Zeit betrachtest.

1. Der Gehalt des Gedichtes

Jede Interpretation eines Hölderlinschen Gedichtes setzt die Einsicht in die ihm eigentümliche Vorstellung vom Ablauf der Zeit und der geschichtlichen Epochen voraus. Diese bestimmt, wenn auch noch nicht in der Bewußtheit der späteren Lebensstufe, schon die Ödendichtung der mittleren Zeit. Daß der Dichter in eine geschichtliche Epoche hineingestellt ist, die den Charakter der Bildlosigkeit und Unerfülltheit hat, in einem damit zugleich aber auch das Ende dieser Zeit und den Beginn einer neuen und erfüllteren erwartet, das ist die Voraussetzung, die für alle diese Gedichte geltend zu machen ist; und auch die Interpretation des vorliegenden Gedichtes hat, falls sie nicht die eigentümliche Sinnrichtung des Ganzen verfehlen will, von ihr auszugehen.

Aber nicht nur der Gehalt, auch die Bilder, in denen diese Vorstellung des geschichtlichen Ablaufs Ausdruck sucht, sind dem Leser Hölderlins vertraut. Da findet sich vor allem das Bild des Gewitters. Es ist jenes, das später die Hymne „Wie wenn am Feiertag . . .“ durchgängig formen und gestalten wird, und von ihm wird Hölderlin am Ende in einem Brief an Böhlendorf bekennen, „unter allem, was ihm Gott zu schauen vergönnt habe, sei dieses Zeichen ihm das auserkorene geworden. „Aber nicht erst in der späten Zeit, schon in dieser Ode an die Fürstin begegnet man ihm. So in V. 10, in V. 10—13 und wiederum in V. 21 f., wo von der „dunklen Wolke“ gesprochen wird, so auch in dem Vers, mit dem das Gedicht ausklingt, indem in dem Wort von der „stürmischen Zeit“ die Bildvorstellung des Gewitters ein letztes Mal anklingt. Wobei allerdings in dem Sinn eine Einschränkung

gemacht werden muß, daß die Bildwahl aus dem Bereich des Elementaren in der Ode ergänzt wird durch Metaphern, die dem Vegetativen entnommen sind. Indessen ist auch dieser Bildzusammenhang im Umkreis des Hölderlinschen Sprachstils nicht überraschend und fremd. Doch über die Bedeutung dieser Bildwahl später mehr. Wir kehren noch einmal zum Gehalt des Gedichtes zurück.

Es wurde darauf hingewiesen, welche Bedeutung Hölderlin dem Wechsel der Zeiten zuordnet und zumeist. In einer unerfüllten Gegenwart hält er sich offen für kommende Ereignisse, ist zugleich aber auch bemüht, den Bezug zur Vergangenheit darüber nicht zu verlieren. Wenn bereits an dieser Stelle angedeutet werden darf, daß in der Ode an die Fürstin von Dessau weniger die Wendung der Zukunft als dieser rechte Bezug zum Vergangenen bedeutsam erscheint, dann ist damit schon die Richtung angedeutet, in der eine Klärung des Gehaltes zu verlaufen hat. Auch in dieser Ode ist natürlich wie in jedem Gedicht Hölderlins die Zukunft der „ausgezeichnete Modus der Zeit“, auch in ihr bleibt die Erwartung bestimmend, mit dem Anbruch des Neuen werde aller Not und Orientierungslosigkeit der Gegenwart ein Ende bereitet; indessen die Frage, die im Umkreis des Gedichtes vordringlich bewegt, ist die: Wie ist der Bezug des Kommenden zu den Lebensordnungen der Vergangenheit zu denken? Welche Bedeutung kommt diesen Ordnungen in dem Übergang zu einer neuen Epoche der Geschichte zu? Auf die Gewichtigkeit von Fragen dieser Art hat die Interpretation sorgsam zu achten. Wie werden sie beantwortet?

Als was sich die Vergangenheit darstellt, darauf beziehen sich mehrere Stellen in der Ode. Wie die erwartete Zukunft war diese bestimmt durch die Qualität der Erfüllung. So spricht der Dichter V. 23 von den „seligen Tagen, die einst gewesen“, und es klingt auch an, wo und in welcher Weise diese Vergangenheit sich geschichtlich verwirklicht hatte. Es war die antike Weltzeit, deren sich die Fürstin erinnerte, als sie jenes Land besuchte, in dem das Leben der verflossenen Epoche zuletzt noch einmal aufgeblüht war. Das Ende des Gedichtes spielt ausdrücklich darauf an.

Daß in diesen Versen zugleich angedeutet wird, wie Hölderlin über die Bestimmung der Vergangenheit hinaus den Gesamtverlauf der antik-abendländischen Geschichte von seiner Vorstellung des Zeitwechsels her versteht, ist aus parallelen Äußerungen anderer Dichtungen leicht zu belegen.

Die „selige Zeit“, das war die Tageszeit der Antike. Die Gegenwart des christlichen Abendlandes dagegen ist, wie es später in „Brot und Wein“ heißt, die Nachtzeit, die Zeit der abwesenden Götter. Es ist, wie es im Zusammenhang der Ode heißt, die Zeit der Zerstreuung und der Unsicherheit, die Zeit der „Zeitlichen“, die Zeit jener, die dem Göttlichen gegenüber fremd geworden sind.

Nun nehmen die Verse, die ausdrücklich von dem Verhältnis zur Antike sprechen, nur einen geringen Raum im Ganzen des Gedichtes ein, und die Thematik dieses Verhältnisses ist zu wenig entfaltet, als daß sie geeignet wäre, an die Spannung gerade dieses Gedichtes heranzuführen. Näher an die eigentliche Intention der Ode vermag wohl folgende Überlegung zu bringen: die Ode enthält einen Lobpreis der Frau, der zugleich eine besondere Deutung und Rechtfertigung ihrer Existenz einschließt. Was hat diese Frau, die Fürstin von Dessau, mit jenem Wechsel der Zeiten zu tun, von dem die Rede war? Welche Aufgabe ist ihr in diesem Zusammenhang zugeordnet? Wie steht sie zum vergangenem und zum kommenden Leben? Offenbar haben diese Fragen, wie ein flüchtiger Blick auf Gestalt und Form des Gedichtes bestätigen kann, eine größere Nähe zur spezifischen Thematik dieses Gedichtes. Es sei deshalb erlaubt, daß die Interpretation einen Augenblick bei ihnen verweilt.

Wenn eine erste Antwort versucht wird, dann ist zunächst dieses zu betonen: die Existenz der Fürstin verbindet sich in dem Gedicht vor allem mit dem Amt des Priestertums. Zwei-

mal ergeht in diesem Sinn die Anrede an die Fürstin: „So kommst du . . . Aus deines Tempels Freuden, o Priesterin“ (V. 5—9). Damit sind indessen die Belege nicht erschöpft. Denn die Vorstellung des Priestertums klingt nicht beiläufig an, sondern wird im Ganzen des Gedichtes sorgfältig entfaltet. So spricht der Anfang der 3. Strophe in einer Apposition zu dem Vorhergehenden von des „Tempels Freuden“. In V. 5 verbindet sich damit der Hinweis auf die heiligen Haine, und damit die Auszeichnung dieses Ortes noch deutlicher erscheint, wird zugleich auf die Schwelle hingewiesen, die die Heiligkeit dieses Raumes von dem der Profanität scheidet. Schließlich gehört in das Bedeutungsfeld des Priesterlichen auch der Akt des Segnens und die Feier, die der Fürstin anvertraut sei (vgl. dazu V. 16).

Es wurde gefragt nach der Rolle, die der Fürstin im Wandel der Zeiten und im Wechsel der Geschichte zugedacht sei und wie sie zum kommenden und vergangenen Leben stehe. Für eine erste, mehr oberflächliche Überlegung scheint das Amt, für das der Priester ausgesondert ist, den geschichtlichen Bezügen gegenüber völlig gleichgültig. Ist es in Wirklichkeit so? Hat das Amt des Priesters tatsächlich die Enthobenheit der Zeit und der Geschichte gegenüber, wie man zunächst anzunehmen geneigt ist? Fragen dieser Art sind für die Deutung des Gedichtes so wichtig, daß diese nicht davon absehen kann, ihnen auf den Grund zu gehen. Wie ist es damit?

Wenn man in der Phänomenologie der Religion die spezifische Bedeutung des Priesters zu ermitteln sucht, dann pflegt man sie in Korrelation mit der des Propheten zu bestimmen. Beide gehören polar zueinander, indem sich in ihnen die möglichen Formen religiöser Stellvertretung erschöpfen. Versucht man eine Kennzeichnung dieser Polarität, so stellt sich ohne Zwang manches ein, was in den unmittelbaren Zusammenhang der Hölderlin-Ode hineinzuführen geeignet ist. Denn auch für die gegensätzliche Deutung der religiösen Stellvertretung, so wird uns bedeutet, sei der Bezug zur Zeit wichtig. So sei der Priester, wie einsichtige Kenner dieser religiösen Phänomene versichern, vor allem auf die Vergangenheit bezogen, der Prophet dagegen auf das Kommende. Danach bezieht sich die Sorge des Priesters darauf, daß die Verbindung mit den Ursprüngen nicht zerschnitten wird, während die des Propheten darauf gerichtet ist, daß der Mensch sich frei hält für die Begegnung mit dem Zukünftigen und den Forderungen, die damit verbunden sind. So bevorzuge der Priester eine Deutung geschichtlicher Bewegungen im Sinne eines langsamen Reifeprozesses, als Wachstum und Entfaltung, und im Gegensatz dazu trete der Prophet ein für die Notwendigkeit der Entscheidung und das Wagnis der Tat. In diesem Sinne sei — auch für diesen Hinweis muß man wohl dankbar sein — der Atmosphäre des Priesterlichen irgendwie die Natur und die Pflege des Vegetativen zugeordnet. Das Amt des Propheten setze dagegen die Ablösung von der Natur und die Hinwendung zur Geschichte voraus. Faßt man diese mannigfaltigen Hinweise zusammen, dann gehört offenbar zu den spezifischen Pflichten des Priesters die Behütung dessen, was im Ursprung und in den Anfängen vorgegeben ist, und im Einklang damit die Sorge, daß die Substanz der Ursprungsbindungen nicht vergeudet wird. Der Prophet dagegen nimmt das Wagnis des entschlossenen Ganges in die Zeit und damit auch das der Ungeborgenheit auf sich. So weit diese Anregungen.

Wie es auch im einzelnen mit der eigentümlichen Lebensverfassung des Priesters beschaffen ist, das ist jedenfalls sicher, daß nicht nur das Amt des Propheten, sondern auch das des Priesters in ausgezeichneter Weise auf die Geschichte bezogen werden muß und darin eine bestimmte Deutung der Zeit und der Geschichte beschlossen ist. Vermutlich wird dieser Umstand auch der Grund sein, weshalb für Hölderlin das Element des Priesterlichen im Verlauf seines Lebens immer bedeutungsvoller wurde. Man denke, abgesehen von der vorliegenden Ode, an die wachsende Bedeutung des priesterlichen Amtes in den verschiedenen Empedokles-Fassungen. Indessen muß sich die Interpretation des Gedichtes noch vor voreiligen Hypothesen hüten. Vorerst ist am Texte nachzuprüfen, ob sich Annahmen dieser Art tatsächlich auch dort bestätigen.

Tritt man von daher noch einmal an die Ode heran, dann ist jedenfalls interessant — um damit zu beginnen —, welche

Seiten der priesterlichen Existenz hervorgehoben werden. Zugedacht ist der Fürstin vor allem das Amt der Priesterin als das der Bewahrung und der Behütung. So spricht V. 14 davon, daß sie es war, die bisher das heilige Feuer behütete, dieses offenbar gedacht als Zeichen jener Substanz, die nicht verschüttet werden darf. Zugeordnet ist ihr in entsprechender Weise der ausdrückliche Bezug zum Vergangenen: Die Fürstin ist es, an deren „edlem Bilde“ sich die Menschen der Gegenwart des vergangenen Lebens erinnern sollen, auch wenn diese gegenwärtige Zeit der Erinnerung nicht hold ist. Und ebenso ist es wieder in V. 23 diese Fürstin, die das „Andenken“ der seligen Tage verbürgt und in einem — damit wird das anfänglich schon Gesagte wieder aufgenommen — den Zusammenhang mit jener Kultur, die im Gange der Zeiten zuletzt noch durch die Gegenwart der Götter bestimmt war. Zugeordnet ist ihr endlich — auch dieses nach dem bisher Gesagten kaum etwas Beliebtes und Auswechselbares — der Bereich des Vegetativen, indem dieser in besonderer Weise die Seinsmöglichkeit der Geborgenheit und der Ursprungsgebundenheit der Entfaltung freigibt: „So kommst du aus Luisiums Hainen auch / Aus heiliger Schwelle dort, wo geräuschlos rings / Die Lüfte sind und friedlich um dein / Dach die geselligen Bäume spielen . . .“ In dieser Weise also stellt sich die priesterliche Würde dieser Frau dar.

Wenn eingangs nach ihrer Rolle im Wechsel der Zeiten gefragt wurde, dann gibt der Hinweis auf den priesterlichen Charakter ihrer Existenz so etwas wie eine vorläufige Antwort. Offenbar steht sie in der Gefahr einer allseitigen Traditionsgefährdung in besonderer Weise für die Tradition ein. Im übrigen darf auch dieses dabei nicht vergessen werden: es ist eine Frau aus adeligen Geschlecht, der diese Würde zuerkannt wird, eine Frau also aus jenem Stande, der sich dem Priestertum von jeher besonders verwandt fühlte, verwandt durch die gemeinsame Sorge um die Wahrung der Tradition und die Pflege des Ursprungs. Und auch dieses ist nicht gleichgültig: es ist eine Frau, der das Amt des Priestertums anvertraut ist, das Wesen also, dem das Gesetz des Geschlechts in vorzüglicher Weise nahelegt, sich des Wachstums und Reifens, des Bewahrens und des Behütens anzunehmen. So weit dürfte die Deutung zu recht bestehen.

Aber was hat die Fürstin zu tun in einer Zeit, die, wie gesagt wurde, nicht in erster Linie auf Bewahrung, sondern auf Wagnis und Entscheidung bezogen ist? Es scheint, daß sich in dieser Frage das letzte Verständnis des Gehaltes zusammenzieht und verdichtet. Daß eine tiefgreifende Entfremdung zwischen der spezifischen Aufgabe des Priesters und der gegenwärtigen Zeit besteht, das wird in dem Gedicht nicht unterschlagen. Die Fürstin steht ein für Stetigkeit und Kontinuität, die Gegenwart dagegen, das ist die Zeit der „Zeitlichen“, wie es in V. 16 heißt, jener also, die dem Wechsel der Zeit preisgegeben sind und die Fühlung mit der Tradition verloren haben. Dieser Gegensatz und die Andersartigkeit kommt vor allem in einem mehrfach wiederholten Epitheton zum Ausdruck, das nur von daher zu verstehen ist: Die Fürstin tritt als Fremde in die Zeit ein. So gleich zu Anfang, wo es heißt, daß die Götter zu „Fremden“ ihre Lieblichen senden. Und ebenso V. 25, wo die Fürstin die „heilige Fremdlingin“ genannt wird. Indessen wird als rühmendwert herausgehoben, daß die Fürstin sich trotz dieser Fremdheit nicht von der Zeit abwendet, vielmehr Fühlung mit ihr sucht, und zwar aus der Vollmacht ihres Amtes, zu helfen und dafür zu sorgen, daß am Ende nicht alles in den Abbruch jeder Tradition hineingerissen wird.

Wie sie das tut, sagt besonders V. 15/16 „Doch teurer (bist du) heute, da du Zeiten / unter den Zeitlichen segnend feierst.“ In den beiden Versen zieht sich alles zusammen in der letzten Aussage: „segnend feierst“. Damit die das Verständnis des Gedichtes vorbereitenden Fragen noch eindringlicher beantwortet werden können als es bisher möglich war, müssen vor allem diese Worte sehr genau verstanden werden.

Beide Begriffe, der des Segnens und der der Feier, entsprechen sich, ohne sich im übrigen zu decken. Zunächst ein Wort über die Vorstellung des Segnens. Wenn man an die Spätdichtung Hölderlins denkt, fällt einem in das Gedächtnis, wie der Dichter in der Partnerschaft von Gott und Mensch das Unterscheidende betont. Es darf dabei allerdings nicht

außer acht gelassen werden — und das ist für die Deutung der Ode besonders wichtig —, daß darin auch etwas Gemeinsames besteht. In dem Menschen, in dem Volk, das für die Begegnung mit den Mächten auserlesen ist, ja in der Landschaft, selbst in den Flüssen, in den Bergen, in dem Wachstum und in der Bewegung der Pflanze ist etwas, was dem Gott verwandt ist, was der Begegnung mit ihm harret und erst darin frei wird. So könnte man zugespitzt fast sagen, daß im Umkreis der Hölderlinschen Dichtung das Göttliche sich in doppelter Weise im Irdischen offenbart; in der Weise dessen, was er die „Ankunft“ nennt und dann in der Weise des Wachstums, als Erfüllung eines langsamen Reifeprozesses; einmal also im geschichtlich-prophetischen Sinn und dann als Vorgang mehr naturhafter Art, als ein solcher, dem in besonderer Weise der Priester und die Frau zugeordnet sind. Auf die Sorge für die Vollendung dieses Reifeprozesses bezogen ist im besonderen der Akt des Segnens. Wenn es da heißt, daß die Fürstin die Zeiten segnet, dann ist damit nichts anderes gemeint, als daß sie entbinden und lösen möchte, was in ihnen der Erfüllung entgegenreift, was darin als kostbarste Möglichkeit verborgen ist und sich dem Licht des Gottes öffnen möchte.

In diesen Bedeutungszusammenhang gehört auch die Vorstellung der Feier. Was Feier bei Hölderlin im Gegensatz zum Fest bedeutet, das hat Romano Guardini und später auch Heidegger in der Interpretation der Hymne „Andenken“ erklärt, beide aus der Kenntnis der altchristlichen Liturgie und dessen, was in der Liturgie mit der Vorstellung der Vigilia gemeint ist. Feier ist auch bei Hölderlin im Sinne dieser Vigilia zu verstehen. Das Fest ist die Epiphanie des Gottes als die unmittelbare kultische Gegenwärtigkeit. Die Feier dagegen dient der Vorbereitung dieser Epiphanie. Und auch sie ist — darin dem Akt des Segnens nahe und verwandt — darauf bezogen, daß der Mensch und mit ihm die ganze Schöpfung in der rechten Weise der Begegnung mit dem Gott entgegenstrebt; daß dieses Streben auf das Telos hin gespannt bleibt und die Kräfte des Organismus sich nicht in voreiligem Wachstum verbrauchen und vergeuden. Wenn die Fürstin aber durch ihre Gegenwart auf die „Zeitlichen“ wirken will, so in dem Sinn, daß sie stellvertretend für die anderen die Sammlung in dieser Stunde der Feier vollzieht, für jene, die, anders als sie, in Gefahr sind, in der Voreiligkeit und in der Zerstreuung die Kräfte des Ganzen zu verschwenden.

Und noch einmal, es ist nicht umsonst, daß diese Sorge und dieser Akt des Segnens der adeligen Frau vorbehalten ist, ihr, die in Geblüt und Gesinnung etwas von dem bewahrt hat, was zugleich als das geheimnisvolle Wachstums- und Wesensgesetz dieses Volkes gelten muß. Mag dieses sich noch so sehr im Zufälligen verlieren, so lange Gestalten wie die Fürstin gegenwärtig sind, ist es möglich, daß unversehens wiedererweckt wird, was unter dieser Schicht des Tages und des Zufalls verborgen ist. Und so will auch ihre Gegenwart und ihr Segen bewirken, daß die Ankunft der Götter das Volk nicht im Abfall antrifft, vielmehr auf das Wesen hin gereift und gesammelt, so, daß jene echte Partnerschaft von Mensch und Gott möglich wird, die Bedingung dafür ist, daß das Ereignis des Brautfestes glückt.

In diesem Zusammenhang muß auch die 5. Strophe verstanden werden. Alles, was zur letzten Strophe gesagt wurde, wird hier noch einmal in wünschenswerter Klarheit bestätigt: Die Anwesenheit von Gestalten, die wie diese Fürstin das Charisma des Priesterlichen besitzen, bewirkt — so heißt es hier noch einmal — die Förderung des Wachstumsvorgangs, „daß offen und heiter blühen des Lebens dämmernde Gestalten“. Und nur diese Förderung — so wird uns in demselben Zusammenhang bedeutet — schenke dem Menschen die Möglichkeit, den Anruf und die Forderung der Götter in der rechten Weise aufzunehmen, „denn wo die Reinen wandeln, vernehmlicher ist da der Geist“.

Zusammengefaßt aber werden alle diese Aussagen in dem Bilde des Bogens, der gleichsam die Brücke vom Göttlichen zum Menschlichen, von der Zukunft zur Vergangenheit schlägt: „Und wie auf dunkler Wolke der schweigende / Der schöne Bogen glühet, ein Zeichen ist / Er künftiger Zeit, ein Angedenken / Seliger Tage, die einst gewesen, / So ist dein Leben, heilige Fremdlingin! . . .“

Damit ist die Deutung des Gehaltes dieser Ode abgeschlossen. Es sei noch ein abschließendes Wort dazu erlaubt. Eine vor allem auf die Zukunft bezogene Deutung der Geschichte versteht den Ablauf der Zeiten weniger im Sinne der organischen Kontinuität; ihr entspricht vielmehr ein Verständnis, in dem mit dem Moment der Überraschung und des nicht zu berechnenden Umschlags die Bedeutung des Neuen maßgebend und entscheidend ist. Wenn es aber ebenso richtig ist, daß es das schlechthin Neue im Bereich des Menschen nicht gibt, daß im Gegenteil alles Neue, das den Bezug zum Gewesenen verfehlt, sich ins Wesenlose und Nichtige verflüchtigt, so ergibt sich daraus, daß in einem so gearteten Verständnis des Zeitenwandels das Verhältnis zur Tradition besonders schwierig und beunruhigend erscheint, als ein Problem also, auf dessen rechte Lösung alles ankommt. Wenn Hölderlin als derjenige unserer Dichter gelten muß, in dessen Werk eine so geartete Vorstellung der Zeit und der Geschichte die ausgeprägte Gestaltung gefunden hat, dann ist es alles nur kein Zufall, daß in seinem Dichten und Denken zugleich mit dem eschatologischen Bezug auch der konservative eine so eminente Rolle spielt. Man braucht nur an die Anmerkungen zu den Pindarfragmenten oder an Dichtungen zu erinnern, für die dieses Problem besonders wichtig ist, etwa an die Elegie „Heimkehr“ oder an die „Germania“-Hymne. In diesen Zusammenhang ist auch die Ode an die „Fürstin von Dessau“ einzureihen und zwar als einer der ersten Versuche, mit diesem Widerspruch der Zeit fertig zu werden. Daß diese Frage den Dichter gerade in den Jahren, da diese Ode entstand, immer von neuem beschäftigt hat, das wird einsichtig, wenn man sie zusammen nennt mit der Ode an die Prinzessin Auguste von Homburg, mit den Diotima-Oden, mit Gedichten wie „Das Ahnenbild“, „An Landauer“ und anderen. Versucht man von diesem Zusammenhang her nun noch einmal, den Gehalt des Gedichtes abschließend zusammenzufassen, dann muß es wohl in dieser Weise geschehen: Der Dichter wendet sich in ihr an die Fürstin, weil sie ihm in besonderer Weise befugt scheint, darüber zu wachen, daß in dem jähem Umschlag der Zeiten die Gefahr des Traditionsbruchs gebannt wird und die Verbindung mit den Ursprüngen nicht verloren geht. Um dieser Auszeichnung willen rühmt er ihre Existenz.

Wenn nun nach der Analyse des Gehaltes noch einmal ein Wort zur Sprachform und besonders zur Bildwahl des Gedichtes gesagt wird, dann greift die Interpretation an sich schon zu dem Abschnitt herüber, in dem es vor allem um die Erkenntnis der Form des Gedichtes geht. Indessen ist diese Untersuchung noch so eng mit dem Gehalt verbunden, daß es erlaubt sein möge, sie schon an dieser Stelle einzufügen. Wenn gezeigt werden konnte, wie sich die Ode in einem zur Zukunft und zur Vergangenheit hinwendet, wie sich in ihr das eschatologische Denken mit einem solchen mehr organischen Art verbindet, dann spiegelt sich dieser doppelte Bezug in der Metaphorik des Gedichtes wider. So ist es kein Zufall, daß die Metaphern, die für den Vorgang des Zeitenwandels bemüht werden, einmal dem Bereich des Vegetativen entnommen sind, dann wieder, wie eingangs schon gezeigt werden konnte, dem des Elementaren. Wie für diesen die uns aus Hölderlins Dichtung so vertraute Vorstellung des Gewitters steht, dessen wurde schon gedacht, und auch dessen, daß besonders in der 5. Strophe der Lebensbereich des Vegetativen entscheidend ist: „Und heiter blühen / Des Lebens dämmernde Gestalten . . .“ Zu erwähnen ist noch, wie sich in der letzten Strophe beide Bereiche verschränken und verbinden: „wenn du neues / Grünen aus stürmischer Zeit betrachtetest.“ Eine Verbindung die, wie der Variantenapparat der Stuttgarter Ausgabe zeigt, erst auf der letzten Stufe der Arbeit an diesem Gedicht gewagt wurde.

Zu dieser Bildwahl ist folgendes zu bemerken: ein Lebensbereich, dem bestimmte Bilder und Metaphern entnommen sind, ist nicht indifferent in Bezug auf die Sinnrichtung; vielmehr stellt er ein sehr genau charakterisiertes Sinngefüge dar, ein Gefüge, das die Aussagen des Dichters von sich aus in eine bestimmte Richtung hineinzieht. Diese Tatsache muß auch bei dem Verständnis der Metaphorik des Hölderlinschen Gedichtes beachtet werden. Wenn für den vegetativen Bereich das Moment der Stetigkeit ausschlaggebend ist, dann würde sich in den ihm entnommenen Bildern die geheime Sorge des Dichters um die Wahrung der organischen Kontinuität spie-

Kampf um den Hessenerlaß

Auf Grund der Überprüfung der Hessenerlaßanträge wurde einer Reihe von Kommilitonen diese Vergünstigung entzogen. Die Studentische Selbstverwaltung ist bemüht, die Weitergewährung des Hessenerlasses in Härtefällen durchzusetzen. Nachstehend veröffentlicht wir Auszüge aus einem Brief des 2. AstA-Vorsitzenden Arnulf von Keußler an den Hessischen Landtag.

Zu Beginn des Sommersemesters wurde einem großen Kreis von Studenten der Hessenerlaß verweigert, darunter auch 80 Sowjetzonenflüchtlingen, denen seither nur durch die Unterrichtsgeldfreiheit ein Studium möglich war, und die sich jetzt in einer äußerst kritischen Lage befinden.

An allen anderen hessischen Hochschulen wird der Hessenerlaß in gleicher Weise wie in den letzten Semestern erteilt. Nur in Frankfurt wurde ein größerer Teil von Anträgen abgelehnt. Gegen eine solche Ablehnung kann zwar beim Kultusministerium Beschwerde eingelegt werden, aber die Rechtsabteilung des Kultusministeriums scheint die Auffassung der Frankfurter Universitätsverwaltung zu teilen.

Es muß deshalb grundsätzlich geklärt werden, wer berechtigt ist, in den Genuß des Hessenerlasses zu kommen.

In Art. 59 der Hessischen Verfassung wird die Unterrichtsgeldfreiheit an Schulen und Hochschulen garantiert. Das gilt aber nur dann, wenn die Studierenden oder ihre Erziehungsberechtigten ihren ständigen Wohnsitz in Hessen haben.

Nach bislang herrschender juristischer Ansicht wird ein ständiger Wohnsitz begründet durch Aufenthaltsnahme mit dem rechtsgeschäftlichen Willen, den Aufenthaltsort zum Mittelpunkt der Lebensverhältnisse zu machen. Auch ein Sowjetzonenflüchtling kann grundsätzlich diese Voraussetzungen erfüllen.

Für Studenten wird dieses jedoch bestritten, da nach der älteren Rechtsprechung Studenten nur beim Vorliegen besonderer Umstände ihren Wohnsitz am Hochschulort begründen. Das Verwaltungsgericht Kassel hat sich gegen diese Auffassung ge-

wandt (Entsch. v. 27. 9. 49, abgedruckt in NJW 1950 S. 40) und folgendes festgestellt:

„Diese Auffassung geht von früheren Verhältnissen aus, in denen die Studierenden in der Regel eine Heimat und ein Elternhaus hatten, wo sich der Mittelpunkt ihrer Lebensinteressen auch während der Dauer ihres Universitätsstudiums befand. . . . Bei einem heimatlosen Studenten liegen die Dinge anders. Bei ihm wird die Universitätsstadt den Mittelpunkt seiner Lebensverhältnisse bilden, und er wird seinen Studienort mangels irgendeiner anderen Bleibe zunächst als den Ort seiner Niederlassung betrachten. . . . Es ist nach anerkannter Rechtsprechung nicht dazu erforderlich, daß er sich von vornherein auf einen lebenslangen Aufenthalt daselbst festlegt, sondern es genügt die Absicht, dort zu bleiben, solange die Verhältnisse es zulassen.“

Die hessischen Verwaltungsbehörden vertreten aber noch die oben skizzierte ältere Ansicht, nach der „besondere Umstände“ vorliegen müssen, wenn ein Studierender seinen Wohnsitz am Hochschulort begründen soll, so z. B. wenn der Student heiratet, einen Verwandten hat, bei dem er aufgenommen wird, oder einen Dauerarbeitsvertrag vorlegen kann. Im übrigen wird diese Regelung auch nicht einheitlich gehandhabt. Es lassen sich eine ganze Anzahl von Fällen zusammenstellen, in denen gegen den Grundsatz, daß gleichliegende Tatbestände gleich zu behandeln sind, verstoßen wird.

Geht man aber von der Auffassung aus, die das Verwaltungsgericht in der oben zitierten Entscheidung vertreten hat, dann kann jeder aus der Sowjetzone geflohene — also heimatlose! — Student seinen Wohnsitz in Hessen begründen und damit ein Recht auf Unterrichtsgeldfreiheit nach Art. 59 der Hessischen Verfassung erwerben.

Hessen ist das einzige Land der Bundesrepublik, das den Studenten diese Vergünstigung gewährt. Der dadurch entstehende Sog nach Hessen wird durch die Begrenzung der Zahl von Flüchtlingen, die Hessen aufnehmen muß, gesteuert. Im übrigen können die Bedenken, die der Staat Hessen aus wirtschaftlichen Gründen gegen eine Erteilung der Gebührenfreiheit hat, nicht dazu führen, einen bestimmten Personenkreis willkürlich von einer generellen gesetzlichen Vergünstigung auszuschließen. Zumal dadurch ausgerechnet die aus der Sowjetzone geflohenen Studenten — also die wirtschaftlich schwächsten! — betroffen werden, denen der Hessenerlaß das Studium wesentlich erleichtern könnte.

Sollte sich die hier befürwortete Regelung der Unterrichtsgeldfreiheit in Hessen als zu weitgehend erweisen, so wäre es Aufgabe des Gesetzgebers, neue brauchbare Kriterien zu finden, die eine gerechte Einschränkung dieser Vergünstigung ermöglichen.

Resolutionen

der Stuttgarter Rektorenkonferenz

26.—27. Juni 1953

Die in Stuttgart am 26. und 27. Juni 1953 versammelten Rektoren der westdeutschen Hochschulen stellen fest, daß mit den Studenten, sowohl den nicht korporierten, welche die Mehrheit der Studierenden bilden, wie mit den Korporationen und Gemeinschaften verschiedenster Prägung eine verständnisvolle Zusammenarbeit in der Gestaltung des studentischen Gemeinschaftslebens im Gange ist. Indessen bedauern sie tief, daß von Kreisen, die den gegenwärtigen geistigen und staatspolitischen Aufgaben der Hochschulen und der eigentlichen Verantwortung für die Civitas academica ferner stehen, diese Bemühungen oft verkannt, mißverständlich dargestellt und angegriffen werden. Die Rektoren erwarten von den Studenten, daß sie sich der Verpflichtung gegenüber ihrer Hochschule und deren Ansehen bewußt sind. Deshalb muß von den Studierenden gefordert werden, daß sie sich insbesondere in Bezug auf das öffentliche Farben tragen und auf die Teilnahme an Messuren strikt an Senatsbeschlüssen und getroffene Vereinbarungen halten. Den ernst studentischen und allgemein-akademischen Aufgaben wird durch Verunglimpfungen und Entstellungen, wie sie leider in gewissen Zeitungen und Zeitschriften immer wieder vorkommen, schlecht gedient.

In einer Schrift, die der ehemalige Dozent an der Universität Tübingen, Dr. Grabert, unter dem Titel „Hochschullehrer klagen an“ veröffentlicht hat, wird neben den Besatzungsmächten den deutschen Hochschulen der Vorwurf gemacht, nach 1945 durch Entfernung von Tausenden von Hochschullehrern aus ihrem Amt einen entscheidenden Schlag gegen die Leistungsfähigkeit der deutschen Wissenschaft und zugleich einen schweren Rechtsbruch begangen zu haben.

Die Westdeutsche Rektorenkonferenz verwahrt sich gegen die groben Entstellungen der geschichtlichen Wahrheit und gegen den Geist dieser Schrift, der jede Einsicht in die Lage des deutschen Hochschulwesens unter der nationalsozialistischen Herrschaft und de sich daraus ergebende Notwendigkeit der Selbstreinigung vermissen läßt. Im übrigen kann der Vorgang der Entnazifizierung nicht mit summarischen Behauptungen verdammt oder gerechtfertigt werden. Vielmehr bedarf jeder der heute noch nicht bereinigten Fälle einer sorgfältigen Einzelprüfung. Von einem schweren Verlust an wissenschaftlicher Kraft, wie ihn die nationalsozialistische Herrschaft für das deutsche Hochschulwesen zweifellos zur Folge gehabt hat, kann aber bei den Maßnahmen nach 1945, soweit sie von den Hochschulen selbst ergriffen oder doch gebilligt worden sind, nicht die Rede sein.

Demonstration

gegen den „Medizinalpraktikanten“

Schon seit Jahren schwelt in der Bundesrepublik die Diskussion um eine Revision des Medizinstudiums. Der erste Plan zu einer Prüfungs- und Approbationsneuordnung für Mediziner entstand 1947. Ärztekammern, ärztliche Standesorganisationen, Landesgesundheitsbehörden und andere Gremien beschäftigten sich hiermit und arbeiteten einen gemeinsamen Entwurf aus. Akut wurde die Frage, als der Entwurf vor einigen Wochen dem Bundesrat zur Beschlußfassung vorgelegt wurde, denn nun meldeten sich die Medizinstudenten, die diese Neuordnung ja betrifft. Sicher hatten sie sich in den vorausgegangenen Jahren bemüht, ihren Standpunkt zu vertreten, aber nur ganz vereinzelt hatten sie dazu die Möglichkeit erhalten. Darum kam die Reaktion jetzt auch spontan.

Als der Entwurf bekannt wurde, demonstrierten die medizinischen Fakultäten in Bonn, Köln, Würzburg und München gegen die bevorstehende Verabschiedung der vorliegenden Bestallungsordnung. Die Studenten fordern ein Mitspracherecht bei der Revision des Entwurfes. Aber die „Ministerialbürokratie“ hatte nicht nur die Studenten übergangen, sondern auch die medizinischen Fakultäten, die für die gesamte Ausbildung der Medizinstudenten verantwortlich sind, waren vor der Veröffentlichung des Entwurfs nicht informiert.

Die Studenten der genannten Universitäten haben durch ihre Demonstrationen einen ersten Erfolg erreicht: Die Kommilitonen der medizinischen Fakultät unserer Universität konnten ihre Demonstration vorerst absagen, da von Bonn die Mitteilung kam, daß der Ausschuß des Bundestages noch einmal einberufen werde. Man wird also noch einmal verhandeln.

Die Presse ist den Bestrebungen der Studenten zum großen Teil nicht gerecht geworden und hat manches verdreht. Die Studenten sind nicht gegen eine Reform. Sie sind grundsätzlich mit der Verlängerung ihres Studiums von 10 auf 11 Semester und der Erweiterung der Fortbildungszeit von 1 Jahr auf 2 Jahre sowie der Verschärfung der Prüfungen einverstanden, aber nicht in der Form des vorliegenden Entwurfs.

Das Kernproblem des Streites ist die Rechtslage des „Medizinalpraktikanten“. Der Medizinalpraktikant soll an die Stelle des Pflichtassistenten treten. Der junge Mediziner erhalte also nach dem Staatsexamen nicht mehr wie bisher die sogenannte kleine Approbation, die ihm die Möglichkeit gibt, unter Aufsicht eines vollbestallten Arztes während seiner Pflichtassistentenzeit selbst schon als Arzt tätig zu sein. Nach der neuen Ordnung würde seine Weiterbildung in einer Klinik sich im allgemeinen auf Zuschauen und das Schreiben von Krankengeschichten beschränken.

Der Status des vorgesehenen Medizinalpraktikanten hat keine rechtliche Basis. Da er noch kein Arzt ist, sind die Landesgesundheitsbehörden und somit das Innenministerium für ihn noch nicht zuständig. Er gehört aber auch nicht mehr der Universität an, und damit fällt er auch nicht mehr in den Zuständigkeitsbereich des Kultusministeriums. Er genießt also keinen sozialrechtlichen Schutz und hat vor allem keinen Anspruch auf eine tarifliche Bezahlung.

Die Empörung der Studentenschaft richtet sich vor allem dagegen, daß der vorliegende Entwurf so gut wie keine Übergangsbestimmungen vorsieht. Das bedeutet, daß die heute Medizin Studierenden ihr bisheriges Studium nicht mit der neuen Prüfungsordnung in Einklang bringen könnten.

Der augenblickliche Entwurf erweckt den Anschein, als ob, wie in der Situation von 1948, das Ziel auch heute sei, die Abiturienten vom Medizinstudium abzuhalten. Dazu ist zum Beispiel nicht unwichtig festzustellen, daß in Frankfurt die Zahl der Medizinstudenten in der Zeit von 1948 bis heute von über 1200 auf 600 zurückgegangen ist. Außerdem besteht im Bundesgebiet zwar ein Überschuss an praktischen Ärzten, aber nicht an Arztnachwuchs. Schon jetzt macht sich der Mangel an Pflichtassistenten in Kreiskrankenhäusern bemerkbar. Das sollte man bei den neuen Verhandlungen zu berücksichtigen.

E. Sch.

Universitäten im Niedergang

Zu den Vorgängen in Ostberlin und Mitteldeutschland gab der Vortragsabend des Amtes für Gesamtdeutsche Studentenfragen, der unser Universitätsfest einleitete, einen besonderen Kommentar. Der Referent des Abends, Dietrich Spangenberg, demonstrierte an Hand von Tatsachen und reichem Zahlenmaterial den mit allen Mitteln betriebenen Umbau der Universität in der russischen Zone zur politisch fundierten Spezialistenhochschule. Er vertrat die Ansicht, daß die Sowjetzonenbehörden trotz aller gegensätzlichen Ankündigungen im Grunde an diesem Kurs in der Hochschulpolitik festhalten werden und daß ein vorschneller Optimismus fehl am Platze sei.

So gilt jede wissenschaftliche Arbeit, die sich nicht im Rahmen der kommunistischen Ideologie hält, von vornherein als unwissenschaftlich und hat als Beweis der Parteinarbeit für den Verfasser unangenehme Folgen. Studenten „analysieren“ die Vorlesungen ihrer Professoren und ziehen diese öffentlich zur Rechenschaft für ihre „Verfehlungen“. Es ist natürlich, daß sich immer mehr Professoren dieser geistigen Knebelung durch die Flucht nach dem Westen entziehen. Und es spricht nicht für die politische Klugheit der Pankower Regierung, wenn sie glaubt, diesem Schwund an Intellektuellen lediglich durch materielle Privilegien entgegenzutreten zu können. Denn die Dozenten wissen sehr wohl, daß sich auch diese Taktik mit dem Zeitpunkt ändern wird, an dem genügend politisch höriger Nachwuchs herangezüchtet worden ist.

Das Abwandern namhafter Wissenschaftler hat die zahlenmäßige Zusammensetzung der Universitätslehrkörper ins Absurde verkehrt. Im Durchschnitt kommen auf einen Ordinarius 52 Personen anderen Lehrpersonals, das teilweise völlig unqualifiziert ist. An den geisteswissenschaftlichen Fakultäten geht das Verhältnis sogar bis 1:172. In der Bundesrepublik entfallen auf einen ordentlichen Professor 12 andere Lehrpersonen. Diese Zahlen lassen ahnen, wie es mit dem Lehrniveau bestellt ist, und welche Folgen sich daraus für die geistige Entwicklung der Studierenden Jugend ergeben, der dadurch immer weniger Wissenschaft geboten und an ihrer Statt sowjetischer Dogmatismus gepredigt wird. Die Wissenschaft wird nicht mehr um ihrer selbst willen betrieben, sondern steht im Frondienst der herrschenden Ideologie. Der Stoff wird in Studiengruppen erarbeitet, deren jede bezeichnenderweise einen fachlichen und einen politischen Leiter hat.

Aber in praxi hat man selbst durch diese intensive psychologische Offensive gegen die Persönlichkeit nicht das gewünschte Ergebnis bekommen können. Trotz dieser ungünstigen Umstände für die Entwicklung demokratischen Denkens steht ein großer Teil unserer Kommilitonen an den mitteldeutschen Hochschulen in Opposition gegen das Terrorregime. Seit die Universitäten nach dem Kriege ihre Pforten wieder geöffnet haben, wurden 465 Dozenten und Studenten verhaftet und verurteilt, teilweise nach Sibirien verschleppt. Allein im letzten Halbjahr wurden 54 Verhaftungen bekannt. Für ihre unbeugsame Haltung gaben 9 Akademiker ihr Leben. Immer wieder hört man von Massenrelegationen und Kritiken von höchster Stelle. Ein

maßgebender FDJ-Funktionär resignierte: „Zwei Jahre gesellschaftspolitischer Schulung sind an den Studenten fast spurlos vorübergegangen.“ Die Universitäten sind einer der größten Unsicherheitsfaktoren in der Planung der Pankower Regierung.

Die Möglichkeiten, unseren Kommilitonen hinter dem eisernen Vorhang irgendwie zu helfen, erscheinen uns gering. Aber es liegt im Interesse der freien Welt, daß diese Träger geistigen Widerstandes gegen den bolschewistischen Ungeist auf unsere Solidarität rechnen können. Dazu ist es jedoch erst einmal notwendig, daß sich die westdeutsche Studentenschaft über diese Dinge orientiert. Es war recht wenig verheißungsvoll, gerade angesichts der Berliner Vorgänge den Abend von nur 75 Studenten unserer Universität besucht zu sehen. Davon waren mindestens achtzig Prozent Flüchtlinge aus Mitteldeutschland. Es muß jedoch einmal gesagt werden, daß an diesem mangelnden Interesse die Veranstalter auch eine gewisse Schuld tragen.

Der brennenden Problematik des Themas hätte ein lebendiger Vortrag entsprechen müssen. Die Terminologie und aus allzulanger Praxis entspringende Leidenschaftslosigkeit des Redner werden auch in Zukunft nicht dazu angetan sein, das Interesse an solchen Vortragsabenden zu heben. Das Gleiche gilt auch für die anschließend gezeigten Ausschnitte aus sowjetzonalen Wochenschauen, zusammengestellt vom Bundesministerium für Gesamtdeutsche Fragen. So eindrucksvoll und lehrreich dieser Streifen war, konnte man doch ein Gefühl der interessemindernden Inaktualität nicht loswerden. Die Verantwortlichen sollten sich im Klaren darüber sein, daß die Hilfeleistung für mitteldeutsche Studenten mit einer wirksamen Vorbereitung eines solchen Abends beginnt.

Diese organisatorischen Mängel, denen ein gutes Wollen gegenübersteht, entbinden uns Studenten jedoch nicht, alles zu tun, um das Vertrauen, das in den Westen gesetzt wird, voll zu rechtfertigen. Es ist nicht mit einem Scherflein zur Solidaritätssammlung getan, sondern wir müssen den Studenten Achtung zollen, die im Gegensatz zu uns täglich um die Lehr- und Lernfreiheit kämpfen müssen.

titus

Luise Pollinger

PAPIER · BUROBEDARF · DRUCKSACHEN
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG - BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenb. Landstr. 131

(nächst der Universität)

Fernruf 755 89

Wiedersehen mit „Orphee“

Um zu kapieren, worum es geht, muß man den Film zweimal sehen, wer ihn dreimal anschaut, begreift ihn zu Tode. Dann fällt das Lebendige ab und die Maske guckt vor, ein Faszinosum wandelt sich in Zelluloid-Symbole, die nichts bedeuten, und allein Glucks gläserne Flöte aus dem „Reigen seeliger Geister“ übersteht den Tod der Schatten.

Wie immer es mit der Symbolik bestellt sein mag, die Handlung ist logisch und interpretierbar. Der Schriftsteller „Orphee“ sackt ab in schales, erfolgsbringendes Mittelmaß, zu genau weiß er, wie weit er gehen darf in seinen Produktionen, obwohl in der Kunst „kein Übermaß lächerlich“ ist. In solcher Ausgangssituation begegnet „Orphee“ dem Tode.

Daß zwischen Kunst und Tod Beziehungen bestehen, ist von Platen bis Thomas Mann ein wichtiges Motiv deutscher Dichtung. Kaum hat „Orphee“ die Todesbotin kennengelernt, da interessiert er sich für die Radiomeldungen aus dem Totenreich, für diese streng bizarren Verse, die mit Nützlichkeit und Lebensdienst so wenig zu tun haben. Es ist einleuchtend, daß er darüber das Leben und seine Forderungen vergißt — selbst Eurydike wird ihm gleichgültig, die das Leben symbolisiert, weil sie etwas Lebendiges erwartet.

Um „Orphee“ ganz zu haben läßt die Todesbotin „Eurydike“ sterben, ohne Auftrag und wider das Gesetz. „Orphee“ darf sie zurückholen, aber nicht ansehen, weil er sie einst vergaß. Doch die beiden schauen sich an, wie es Sage und Wahrscheinlichkeit befiehlt, und müssen — man sollte denken für immer — zu den Schatten. Aber die Todesbotin überschreitet ihre Befugnisse ein zweites Mal und läßt das Paar zur Erde — obwohl sie ihre Insubordination furchtbar wird büßen müssen.

Dieses Handlungsgerüst, in das die Kriminalstory um Cegestes Verse genau so logisch hineinpaßt wie Heurtebises Liebe zum Leben, läßt einige Vorwürfe zu. Ist der Schluß zu versöhnlich? Orpheus und Eurydike dürfen merkwürdigerweise wieder zurück. Was hat die Todesbotin dazu bewogen, sich für den Dichter zu opfern?

Es ist das Un-Verhältnis zwischen dem Jenseits und den Menschen. Cocteau hat das von Orphee ersehnte Jenseits unvergleichlich gestaltet, den Eindruck der Strenge, des Verlassenseins nachdrücklich geprägt. Es ist ein Jenseits ohne Gnade. Kein phantastisch-spukhaftes Nirwana, sondern ein Ort, der gerade deshalb so namenlos erschreckt und bestürzt, weil er, wenn auch aus den gängigen Vokabeln irdischer Außenwelt zusammengesetzt, „unheimlich“ und fremd dasteht. Nicht rauschhaft majestätisch, sondern schmucklos, präzise und dennoch schattenhaft, so wie die Gerichtsverhandlung an Holztischen und das verfallene Gebäude. Der Dichter hat den Tod wohl ersehnen können, ihn auszuhalten hätte er nicht vermocht. Er ist nur ein Mensch. Hat er doch geantwortet, daß er seine Frau und die Todesbotin gleichermaßen begehre. Nein, als Mensch muß er wohl zu zwiespältig und zu

schwach sein, um ein Jenseits auf sich nehmen zu können, wo in uneinsehbarer Hierarchie ein gnadenloser Mechanismus die Geschehnisse bestimmt und wo es keine Wunder gibt. („Die Geschehnisse nur bei euch“). Eine karge, vom strengen Reich durchdunkelte Liebesszene, dann endet die Todesbotin ihren Traum von „Orphee“, dann weiß sie, daß er unmöglich ist in solchem Jenseits, dann nimmt sie alles auf sich. Der Tod ist schwer. „Sie mußten wieder in ihren Schlamm zurück.“

Aber nur zu einem sehr geringen Teil bestimmt die Handlung dieses Filmes — man könnte sie bis ins einzelne logisch entwickeln — sein Klima. Darin ist er dem diskreteren zugleich und kühneren „Les enfants terribles“ (gleichfalls von Cocteau) klar unterlegen, obwohl das Detail hier phantastischer und grandioser wirkt. „Orphee“ verdankt unverbindlich sur-realer Rätselhaftigkeit seine Wirkung. Sie ist nicht notwendig, also aufgesetzt, also . . . Doch sehen wir zu.

Ohne Zweifel sind die irrealen Wunder Cocteauschen Spieltriebs ästhetische Ornamente eines Filmes, der — man braucht es nicht zu sagen — zu den neoveristischen Streifen sich oppositionell verhält. Genauso selbstverständlich ist der Vorrang ästhetischer Eigengesetzlichkeit, das selbstgewählte Ziel klimatischer und formaler Geschlossenheit etwas Harmonischeres und Lebensfremderes als etwa der italienische Neoverismo, als „Roma, citta aperta“ oder das „Stromboli-Vulcano“-Duett. Eine realitätsnahe Prosaszene sollte im 20. Jahrhundert notwendig drastischer und wohl auch schärfer ausfallen als ein Sonett.

Cocteau „Orphee“ lebt von der Aufhebung dieses Gegensatzes. Seine Bilder sind aus grausamen Steinen zusammengesetzt. Gerade da, wo die Phantasie Cocteauss am ungezwungensten zu spielen scheint, ist das Negative, das Perverse am nächsten. Mag es indiskret klingen: Das Faszinosum des Filmes ist eine Folge spielerisch angewandter magischer Perversion.

Wenn man den Trick erst (er sei nun bewußt oder unbewußt durchgeführt) erkannt hat, verliert das Gebild seinen falschen Zauber. Wie fließt da Blut aus dem Munde, wie berühren sich da die Menschen, wie werden da Tote getragen! Das alles ist dramaturgisch überflüssig, aber, weil die geschickt angewendete exhibitionistische Nuance nicht durchschaut wird, faßt der benebelte Zuschauer sie als Ergebnis des Ganzen auf und nicht als Wirkung spezieller Mittel.

Man kann gewiß nicht jeden Zauber brechen, aber den falschen, den aufgesetzten, kann man zu Tode verstehen. Diese Symbole hier bedeuten fast alle nur sich selbst, wenn sie es auch verbergen. Natürlich verwandelt eine solche Einsicht den „Orphee“ nicht plötzlich in einen schlechten Film. Was die Kamera alles ersann, um so fangen und zaubern zu können, mag zu den großen Augenblicken der Filmgeschichte gehören. Amerika war nicht Indien, aber es lohnte, entdeckt zu werden.

J. Kaiser

Wer vieles bringt

Man hätte der Sache des deutsch-amerikanischen Malers Hugo J. Pieper einen besseren Dienst erwiesen, wenn man sich entschlossen hätte, in die Ausstellung in den Fluren des Frankfurter Studentenhauses nur die Hälfte der Bilder zu hängen. Der unbefangene Betrachter kann sich schon beim ersten Rundgang einer starken Heterogenität in Piepers Schaffen nicht entziehen. Nach dem Motto: Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen, so scheint es, konstituiert sich sein Sortiment aus Bildern vieler Stile — neun zählten wir. Neben dem ländlichen „Good Earth“, Hans Thoma würde es vielleicht „Friede im Tal“ betitelt haben, findet der erschreckende Kunstliebhaber abstrakte Versuche, wie etwa „Macro Phantasy“, die den Physiker ungewollt an eine Wilsonsche Nebelkammer erinnert.

Das Inhomogene seines Schaffens erklärt sich vielleicht aus dem Werdegang des Malers H. J. Pieper oder besser aus dem Fehlen eines eigentlichen Werdeganges. Seine Malerei ist unverkennbar aus einer Handwerkspraxis entsprungen. Er ist von Beruf Anstreicher, und erst in den letzten zehn Jahren ermöglichten es ihm die Verhältnisse, nebenberuflich der Kunstmalerei nachzugehen und sich an der Chikagoer Akademie mit der Theorie auseinanderzusetzen.

Die verwirrende Vielfalt seines Werkes erstickt nicht nur den Anreiz; sie macht es geradezu schwer, aus der Fülle herauszufinden, was wohl das eigentliche Anliegen Piepers darstellt und näher betrachtet werden muß. Wenn man auf Grund der Signierungsdaten eine Analyse versucht, kommt man zu dem Schluß, daß die Inspirationen Piepers erst in den allerletzten Jahren einen zielgerichteten Ausdruck gefunden haben.

Während sich das Gros der amerikanischen Maler seine Motive im reizvolleren Süden der Staaten sucht, hat sich Pieper mit ein paar Freunden daran versucht, den Charakter der als häßlich verschrienen Riesenstadt Chicago dem amerikanischen Bürger auf der Leinwand näher zu bringen. In amerikanischer Sicht ist das vielleicht eine wesentlichere Aufgabe als es uns hier erscheinen mag, weil Großstadt dort eine größere Rolle spielt als bei uns. Pieper versucht deshalb, so etwas wie eine Großstadtpoesie zu kreieren. Soweit sein Vorhaben.

Die Durchführung ebenso positiv zu beurteilen, ist, zumindestens bei unserer Mentalität, schwerer, wenn nicht unmöglich. Die schon bei oberflächlicher Betrachtung ins Auge springende Farbendisharmonie ist eher ein Plaidoyer gegen als für Chicago und kann auch nicht aus einem Meer von Neonbeleuchtung motiviert werden. Die Helligkeitswerte der Motive sind so außer acht gelassen, daß in keinem Bild eine räumliche Tiefe entsteht. Grelle, unorganische Farbleckse erzeugen zwar Effekte, aber die typischen eines Plakats. Auch die teilweise vielleicht absicht-

lich schwer gewählten Rahmen vermögen das einzelne Bild nicht vor dem Zerfall in zusammenhanglose Banalitäten zu bewahren. Man muß sich fragen, ob es gerechtfertigt war, die sehr schöne Idee, kulturelle Probleme im neuen Studentenhaus zur Diskussion zu stellen, mit solch einem Anfang in die Tat umzusetzen.

Diesem Rahmen weit mehr entsprechend und durchweg erfreulicher sind dagegen die wenigen Bilder von Städelschülern im hinteren Flügel. Einmal weil die Betonung eben auf -schüler liegt, zum anderen, weil man jedem der sieben Ausstellenden intensives Bemühen und persönlichen Stilwillen zusprechen kann. Gerhard Malzat mit seinen beiden Bildern „Wald“ und „Pferde“ beweist schon eine eigene reifere Konzeption und geht einen gangbaren Weg. In den beiden Stilleben von Horst Klös ist eine innige Hingabe zu spüren, die mit etwas künstlerischem Mut gepaart, Erfreuliches zustande bringen dürfte. Man hat guten Grund zur Annahme, daß das ihm zuerkannte Paristipendium nicht an den Falschen gekommen ist. Die Temperararbeiten Thomas Zachs lassen in der konstruktiven Deutung der südlichen Natur vermuten, daß er vielleicht bald den Sprung ins Abstrakte wagen wird. Eine Gefahr liegt für ihn vielleicht im Hang zu einer gewissen, besonders im Farblichen demonstrierten Konventionalität. Die erdigen Figuren Hermann Göpferts, die an sakrale Malerei anlehnen, finden auch in ihrer unfertigen Eigenheit Anklang. Es ist zu wünschen, daß diese Ausstellung nicht das einzige Experiment dieser Art bleibt.

W. Schaffernicht

Tonkrug

Für eine Studentenbühne gibt es eigentlich nur zwei Möglichkeiten zu einem originellen Spiel: das literarische Experiment, das sich die großen Bühnen nicht leisten, und die wissenschaftlich-literarhistorische Rekonstruktion, wie sie etwa die Studenten an der Sorbonne in Paris betreiben. Luigi Pirandellos „Tonkrug“, den sich die „Neue Bühne“ im Studentenhaus für ihre Festvorstellung ausgesucht hatte, paßt in keine der beiden Kategorien. Die Handlung des anspruchslosen Einakters — ein Frühwerk des italienischen Autors, der später für sein literarisches Gesamtwerk den Nobelpreis erhielt — ist eigentlich nur ein dramatisierter Scherz:

Ein mannshoher Tonkrug, bestimmt zur Aufbewahrung von Öl, ist zerbrochen. Ein buckliger Geschirrflicker soll ihn reparieren, klettert zu diesem Zweck hinein, kittet ihn zusammen — und kommt nun nicht mehr heraus. Was soll geschehen? Um den Unglücklichen zu befreien, müßte man den Krug wieder zerbrechen. Wer soll aber dann wen bezahlen? Der Besitzer

des Kruges die Arbeit des Geschirrflickers oder der Geschirrflicker den zerbrochenen Krug? — Das ist der kleine Konflikt, der sich genau so schnell löst, wie er sich schürzte. Vorerst bleibt der kluge Geschirrflicker in seinem Gefängnis. In der Nacht aber zerbricht er den Krug und verschwindet auf Nimmerwiedersehen.

Sollte eine Studentenbühne dergleichen spielen? Die meisten der Zuschauer waren jedenfalls über die Wahl des Stückes hocherfreut: hat es doch die Fähigkeiten der Studenten-Schauspieler nicht überfordert. Der Einakter scheint wie geschaffen, als Übungsstück für eine Laienbühne (und das ist ja eine Studentenbühne) zu dienen.

Als Regisseur hatte sich die Neue Bühne einen Theatermann, Christian Schmieder von der Rémondbühne, geholt. Das war ein guter Einfall. Regie führen ist ein eigenes Metier, das gelernt sein will. Schmieders Leistung ist es sicher zuzurechnen, daß eine Aufführung zustandekam, die die üblichen Peinlichkeiten einer Laiendarbietung vermied. Die Studenten-Schauspieler spielten munter darauflos — genau so, wie es das Stück verlangt. Besonders Ulrich Hüls holte sich als Geschirrflicker Zi Dima Licasi für seine Charakterisierungsgabe einen Sonderapplaus. In den weiteren Rollen: Henry Thompson als Don Lolo, Besitzer des Tonkruges, Manfred Krohne als Rechtsanwalt Scimé, der den Streit schlichten soll, Ivar Rabeneck als M'Pari Pé, Wolfgang Keienburg als Tararà, Dieter Kreuzer als Filico, Eva Mönning als Trisuzza, Margarita Strebhardt als Carminella, Hildegard Boettger als La gna Tanà und Manfred Franke als Maultiertreiber. Um das südliche Bühnenbild — mit einem Projektor an die Wand gezaubert — hatte sich Hansjörg Vielmetter bemüht, Rosemarie Mees entzückende Kostüme entworfen. Die dienstbaren Geister hinter der Bühne: Technik: Hans Martin, „Inspizienz“: Wolfgang Klemm.

Zu erwähnen bleibt noch, daß es sich um die deutsche Erstaufführung des von Dr. Luigi Biagioni übersetzten Stückes handelte.

H. W. N.



Meditationen am Stein

Ne quid nimis. Es war ein hübsches Fest. Mehr hatten wir nicht erwartet.

Des Nachts schwirren im Kurgarten ein paar Glühwürmchen herum. Lampions leuchten auf. Jetzt müßte unsere erstaunlich gute Kapelle das Liedchen aus der Fledermaus spielen. Nein, sie tut es nicht. Zu beiden Seiten der Nahe wird getanzt. Hüben nach den Regeln guter Konvention, drüben versucht man sich in interessanten Improvisationen moderner Tanzkunst.

Vor Mitternacht bot man uns die versprochene Überraschung. Hoch droben kletterte ein Männchen am Grat des Rheingrafensteins herum und entzündete die verstreute Chemie. Magnesium mit Farbzusatz. Der Chemiker weiß Bescheid. Das Männchen schwenkte noch einmal seine Fackel, stolz, als sei es Prometheus, der den Göttern das Feuer geraubt. Da meinte einer ganz prosaisch, mit elektrischem Licht ginge das besser. Der Kurgast dreht den Schalter und schon erstrahlt das massive Gestein so hell wie ein Universitätsportal. Ein anderer verstieg sich gar zu der Behauptung, die Kurverwaltung habe den glanzvollen Felsen eigens für die Gäste aufgestellt. Hatte er zu viel getrunken? Wir indes spendeten ganz hingerissen von dem Lutschbonbonrosa, mit dem das ganze Gebirge dekoriert war, unsere Ahs und Ohs.

Eine zünftige Kletterei am Rheingrafenstein hätte selbst unseren Zweifler von der Realität des Gebirgs überzeugen können. Oder hatte sein Portemonnaie Hemmungen? Oben nämlich im Felsgestein befindet sich Groschengrab und stellt sich dem Wanderer keck in den Weg. Wir genießen das romantische Panorama und spüren in die Tiefe schauend den üblichen Kitzel. Unten schlängelt sich die Nahe durchs Tal. Die Häuschen des Kurviertels schauen so putzig aus, als träfe man dort Hänsel und Gretel oder den gestiefelten Kater. An den Wasserrädern hätte selbst Eichen-dorf seine Freude gehabt. Im Garten fegt gerade ein winziges Wesen die Tanzfläche. Männlein und Weiblein krabbeln wie Ameisen umher — honorige Kurgäste zwischen Saline und Springbrunnen. Am Fuße des Rheingrafensteins entdecken wir die Stars der Brüder Grimm — in Gips. Noch sehenswerter ist Bambi, das Natur-Reh. Es hört brav auf seinen Namen und läßt sich füttern. Ein reizendes Abbild der Bambi-Idee Walt Disneys.

Zehn Schritte von dem guterzogenen Reh entfernt bemühten wir einen Automaten, der Wahrsagen kann. Zum Beispiel: „Sie werden Glück haben in Geld und Liebesangelegenheiten, wenn Sie . . .“ Es lebe die Naivität! Oder war es auch Wahrsagerie, oder ein Kurgast-Märchen, was uns, aus vier Blechinstrumenten schmetternd, am Bahnhof begrüßte? Ein paar Takte des . . . ja . . . des Badenweilers, einfiltriert in ein Marschpotpourri, und rheinische Schunkellieder, usw. Schon zu Beginn des Festes fanden sich Philosophen, die über „Menschen als Herdentiere“ ihre Untersuchungen anstellten. Gelegenheiten für Sentenzen finden sich immer. Ich hingegen meditierte den hübschen Spruch, der an einem Knusperhäuschen im Kurgarten geschrieben steht:

So sei mir denn aus voller Brust
Salinental begrüßt,
hast nie versalzen mir die Lust
doch hundertmal verüßt.

Wolfgang Wirsig

foto
WAGNER berät Sie gern in
allen Fotofragen
BOCKENHEIMER WARTE · RUF 71657

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET

Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 91494

Sommer- und Ferienkurse

in Serbokroatisch, sowie indischen
und ostasiatischen Sprachen.

Auskunft im Orient-Institut, Savignystraße 65
Telefon 74164



Diplomphysiker Anckel, der Torhüter der Frankfurter, wagte sich oft sehr weit aus seinem „Heiligtum“ heraus. Hier schlägt er den Ball vor einen angreifenden Marburger Stürmer ins rettende „Aus“.



ASTA-Chef Kolb, den Blumenstrauß für die Siegermannschaft lässig unter den Arm geklemmt, feuert „seine“ Spieler an. Es half nichts, er mußte den Strauß teilen.

„Drum hütet euch, ihr Brüder Jahns...“

Genau 24 Stunden vor Beginn des Endspiels um die deutsche Fußballmeisterschaft in Berlin „belehrt“ die Dozenten der Universitäten Marburg und Frankfurt jenen kläglichen Rest verzweifelt-optimistischer Ringelnatzianer, die der These ihres Idols:

Der Fußballwahn ist eine Krankheit aber selten gottseidank

noch immer Glauben zu schenken sich vermaßen, endgültig eines besseren: Dem Fußballspiel wurde in Gegenwart beider Magnifizenzen nun auch die Hochschulreife zuerkannt.

In einem Kampf, welcher als besonders denkwürdig in die Geschichte der Frankfurter Universitätsfeste einzugehen verspricht, demonstrierten die Herren klassischen akademischen Fußball, wie man ihn frühestens erst beim nächsten Universitätsfest wieder zu sehen bekommen dürfte.

In Erwartung überragender Leistungen waren denn auch einige Hundert Studentinnen und Studenten zur Kampfstätte geeilt, zum Teil mit Glocken und ähnlichen Instrumenten bewaffnet, mit deren Hilfe sie ihre Lehrer in eine Psychose äußersten Wagemutes hineinzusteuern sich vorgenommen hatten. Allein die Wackeren bewahrten im Allgemeinen ihre kathederrhafte Kaltblütigkeit und ließen sich nur relativ selten zu Unbesonnenheiten hinreißen. Wenn es allerdings einmal geschah, dann verschlug's selbst dem schlagfertigen Reporter am Lautsprecher die Sprache.



Professor Lorey als interessierter Zuschauer am Rande des Sportfeldes.

Die in blauen Jerseys und weißen Hosen spielende Marburger Mannschaft bestand ausschließlich aus Medizinern, während die equipe der Frankfurter, in rot-weißer Kombination sich darbietend, für die Idee des studium generale eintrat und aus Vertretern aller Fakultäten zusammengesetzt war.

Nachdem die Marburger Magnifizienz Professor Walcher durch Erregung des Anstoßes den Ball ins Rollen und sich selbst noch eben mit heiler Haut vom Platze gebracht hatte — Magnifizienz Horkheimer soll diesem Heldenstück mit äußerster Gefäßtheit

zugesehen haben — drangen die Mediziner aus der Lahnsstadt sogleich mit überraschendem Ungestüm in die gegnerische Hälfte. Allein sie unterließen es, den Ball mitzunehmen, und so wären sie beinahe das Opfer ihrer eigenen Fehldiagnose geworden.



Zwei Magnifizenzen freuen sich über den (sportlichen) Eifer ihrer Professoren.

Sie studieren ihre „Fälle“ von nun an gründlicher, und wenn der überaus rührige Prof. Heuser vom Schußpech nicht geradezu wäre verfolgt gewesen, hätten schon in der ersten Halbzeit mindestens drei Operationen erfolgreich verlaufen sein müssen. Aber es kam anders. Althilologe Dr. Ludwig konnte in seiner Eigenschaft als rechter Halbstürmer eine genau berechnete Vorlage des Mittelstürmers Prof. Hagenmüller in ein „klassisches“ Tor verwandeln. Dieser Erfolg versetzte die Frankfurter Mannschaft in einen Taumel der Verzückung. Dr. Jauernig vornehmlich war es, der jetzt mittels einer geradezu sonnambul anmutenden Geschicklichkeit dem unberechenbaren Leder ständig auf's neue zu entspringen mußte. Wie nüchtern wirkten dagegen die „pragmatischen“ Zweckkombinationen des Diplom-Psychologen Kohl, die schließlich doch meist in der Ärzte-Verteidigung stecken blieben. Die Lahnsstädter indessen — grimmig darauf bedacht, den Ausgleich und womöglich den Siegestreffer zu erzielen — trieben den Ball immer wieder vor das Frankfurter Tor — nur nicht in dieses hinein. Ihre redlichen Bemühungen erfuhren schließlich durch schiedsrichterliche Freistoßverordnung willkommene Unterstützung, und so war es kein Wunder, daß der Ball nach einigem Hin und Her aus einer Staubwolke heraus gemächlich ins Tor der Studium-generale-Verfechter rollte. Das war der versöhnliche Ausgleich.

Daß nach dem Abpfiff des Unparteiischen hier und da erregte Rufe nach Verlängerung des Spiels laut wurden, war bei denen begreiflich, die vielleicht kürzlich erst die Wehsal einer unglücklich verlaufenen Examination hatten erleiden müssen. Die meisten hatten ein Einsehen und erteilten ihren Dozenten bereitwilligst das wohlverdiente „rite“.

Helmut Lamprecht

Leichtathletik ohne Gleichberechtigung

Ein guter Einfall war es, die Leichtathletikmeisterschaften der Studenten — wie gem hätten wir auch die Studentinnen sich tummeln gesehen — in das Programm des Universitätsfestes aufzunehmen. Es läuft, springt und wirft sich besser vor den kritischen Blicken der Kommilitonen. Und es waren immerhin einige Hundert, die die Kampfbahn umsäumten. Unter den Prominenten erkannten wir die Magnifizenzen von Frankfurt und Marburg, deren Professoren-Kollegen sich später eine so wackere Partie auf dem Fußball-Felde liefern sollten, ferner den Direktor des Institutes für Leibesübungen Prof. Altröck, etwas abseits auf einer Böschung, gemächlich auf einem alten Gartenstuhl sitzend und seine Pfeife schmauchend: Professor Lorey, der dem jugendlichen Ungestüm auf den Wettkampfbahnen mit dem Interesse des Weisen folgte, und last not least: den ehemaligen Weltrekordläufer und Nurmi-Bezwinger Dr. Otto Peltzer, der wieder einmal auf der Suche nach neuen Talenten war.

Das Wetter war für leichtathletische Kämpfe ideal, die Bahn passabel, ein Lautsprecher informierte über die erzielten Leistungen. Und die waren — es ist nicht übertrieben — zum Teil ganz ausgezeichnet! Den meisten Beifall erntete Wegener für 10,8 sek. im 100-m-Lauf. Das ist eine Zeit, die auch am internationalen Maßstab gemessen zu beachten ist. Aber auch Schilling und Klemm, die 11,2 bzw. 11,3 sek. benötigten, verdienen besonderes Lob. Die Nächstplatzierten fielen dagegen mit 11,8 und 12,1 sek. deutlich ab. Noch überlegener — wenn auch mit relativ schwächerem Ergebnis — gewann Wegener die 200 m. Der kleine muskulöse Westfale ist ein typischer Kraftläufer, der am Start blitzschnell reagiert und hier schon entscheidende Vorteile herausholt. Wie das Rennen allerdings ausgefallen wäre, wenn Becker und Theilmann teilgenommen hätten, die an diesem Tage in Kassel am Start waren, ist schwer zu sagen. Becker jedenfalls hat vor drei Wochen Wegener in 10,9 sek. knapp zu schlagen vermocht, und Theilmann durchlief die 200 m schon in 22,2 sek.

Noch ein Lauf verdient hervorgehoben zu werden, der über 1000 m. Hier war es kein Geringerer als der ASTA-Sportreferent Werlitz, der in einem aufregenden Finish seine Konkurrenten Schroiff und Skronn in der recht guten Zeit von 2:33,8 min. vor dem Ziel gerade noch abfangen konnte. Weniger aufregend, dafür aber um so heiterer ging es beim anstrengenden 3000-m-Lauf zu. Der Kommilitone Schilling erhielt Sonderapplaus, weil er — nachdem er seine Gegner über vier Runden lang vor sich hergetrieben hatte, — das Rennen nicht aufgab, sondern mit erstaunlicher Verbissenheit das Ziel doch noch erreichte. In den Sprungkonkurrenzen dominierte — in Abwesenheit des deutschen Hochschulmeisters im Weitsprung, Gleim, Hagedorn. 6 1/2 m wollen erst einmal gesprungen sein. Der auch bei der Firma „Eintracht“ geschätzte Hentze glänzte mit einem Speerwurf von 51,52 m.



Vor rund 25 Jahren besiegte Dr. Otto Peltzer den „Wunderläufer“ Nurmi. Wir entdeckten ihn als Schlachtenbummler bei den Leichtathletik-Wettkämpfen.

In der Pause des Prominenten-Fußballspiels gab es dann noch eine erbitterte „fakultative“ Auseinandersetzung in Form einer 6 x 1/2 - Runden - Staffel, die Schlußläufer Schilling mit großem Vorsprung für die WiSo-Fakultät entscheiden konnte.

Helmut Lamprecht

Seefahrt tut not!

Hier ist was los! Mit erhitzten Gesichtern drängt sich eine bunte Menschenmenge durch die engen Altstadtgassen zum Main. Die Mehrzahl scheinen Studenten zu sein. Man kennt sich aus den Vorlesungen. Aber auch die Bürgerschaft Frankfurts mischt sich in erheblichem Maße darunter. Man könnte glauben, es gibt ein Fußballspiel. Irrtum! Man will die Studenten rudern sehen. „Ruderregatten zum Universitätsfest“ verraten die Plakate an den Anschlagsäulen. Es ist schwer, einen Platz am Ufer des Maines zwischen Eisernem Steg und Friedensbrücke zu erschleichen. Buntschillernde Weiblein in Everglaze und entschlipste Herren haben sich an den plätschernden Gestaden in bunter Reihenfolge niedergelassen. Programme werden studiert, Feldstecher richten sich erwartungsvoll auf den Start.

Es geht los, die Menge erhebt sich. Die ersten Verschlüsse klicken. Ein zum Glück kurzbehoster Jüngling rutscht vor Begeisterung aus und muß seine Erregung in den kühlen Fluten des Mains abkühlen. Aber er ist ein guter Schwimmer und rettet sich wieder ans Ufer. Von unten her rollen die Anfeuerungsrufe die Ruderstrecke herauf. Man glaubt sich ans Ufer der Themse versetzt, wenn die Achter von Oxford und Cambridge unter dem Jubel der Zehntausende die Wellen durchschneiden. Toller Trubel. Rufe. Schreie. Ein Schrei. Au! Was?

Ach sooo. Mein Bootsherr hatte mich sanft in die Rippen gestoßen, um mir die zwei einsam vorüber schaukelnden Boote zu zeigen, die er nach angestrengtem Suchen als Indizienbeweis für die Universitätsregatta gefunden hatte. Die gaukelnden Wellen hatten mich während eines Nickerchens zum Träumen verführt.

Annemarie Rohrbach



Wegener, der überlegene Sprinter, zerreißt mit großem Vorsprung das Zielband im 100 m Lauf.

Leichtathletik in Darmstadt

Im Darmstädter Hochschul-Stadion trafen sich die Studenten von der TH Darmstadt, der Universität Mainz und der TH Braunschweig zu einem leichtathletischen Vergleichskampf, an dem sich auch einige nichtstudentische Spitzenkönner von Rot-Weiß-Koblenz und vom SV 98 Darmstadt beteiligten. Wie in Frankfurt waren auch zu diesem Hochschul-Sportfest leider keine Studentinnen am Start.

Ergebnisse: 100 m Steines (Uni Mainz) 11,4 sek. 400 m Mirkes (RW Koblenz) 51,6 sek. 800 m van Bargaen (SV 98) 1:55,2 min. 3000 m Kiesewetter (TH Darmstadt) 9:17,2 min. Kugelstoßen Hoppe (TH Darmstadt) 12,63 m. Diskuswerfen Schuck (TH Darmstadt). Hochsprung Pfeffer (SV 98) 1,75 m. Weitsprung Steines (Uni Mainz) 6,51 m. 4x100-m-Staffel Uni Mainz 45,1 sek.

H. L.



Hentze gewann mit guter Leistung das Speerwerfen.

Ergebnisse

100 m 1. Wegener 10,8 sek. 2. Schilling 11,2 sek. 3. Klemm 11,3 sek. — 220 m 1. Wegener 23,1 sek. 2. Katlun 23,6 sek. 3. Seewald 24,1 sek. — 400 m 1. Kocholaty 54,2 sek. 2. Nickel 54,2 sek. 3. Kurz 56,8 sek. — 1000 m 1. Werlitz 2:33,8 min. 2. Schroiff 2:34,1 min. 3. Skronn 2:34,6 min. — 3000 m 1. Wolf 9:46,9 min. 2. Böck 10:06,1 min.

Weitsprung 1. Hagedorn 6,46 m. 2. Treumann 6,09 m. 3. Schröder 6,00 m.

Hochsprung 1. Hagedorn 1,66 m. 2. Hermann 1,61 m. 3. Hentze 1,56 m.

Kugelstoßen 1. Kirschnereit 11,29 m. 2. Hichler 10,87 m. 3. Hentze 10,80 m.

Diskuswerfen 1. Treumann 30,97 m. 2. Nickel 30,17 m. 3. Zimmermann 29,40 m.

Speerwerfen 1. Hentze 51,52 m. 2. Kirschnereit 45,55 m. 3. Treumann 43,95 m.

6x1/2-Runden-Staffel 1. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät 2:25,9 min. 2. Akademische Turnverbindung 2:27,0 min. 3. Institut für Leibesübungen 2:28,6 min.

Dreikampf 1. Schreiber 1751 Punkte. 2. Treumann 1697 Punkte. 3. Kichler 1662 Punkte.

Photos: Schaffernicht 5, Birkner 2

Sorgenbrecher — Spätlese

Ich möchte meinen Kopf irgendwo anlehnen, aber ich finde immer nur die harte Holzbank des Abteils. Der Zug rattert durch die nächtliche Landschaft, die halbleere Weinflasche auf dem Fensterbrett schwankt bedenklich. Ich erinnere mich, daß die Flasche in Bad Münster noch voll gewesen ist. Mein Gegenüber schläft, in seine Ecke gelehnt. Ich gucke zum Fenster hinaus und möchte auch schlafen. Die Gedanken beginnen Karussell zu fahren, sie werden ein bißchen verworren und geraten durcheinander. Ich weiß nicht, ob das vom Wein kommt oder vom Tanzen im überfüllten Samba-Wagen. Ich mache es mir auf der harten Holzbank so bequem wie möglich, lege meine Beine auf den gegenüberliegenden Sitz und konzentriere mich nach Art indischer Weiser auf meine Fußspitzen. Als ich in Frankfurt in den „Sorgenbrecher“ — wie sinnig! — einstieg, waren sie so schön weiß, meine Schuhe. Jetzt haben sie schwarze Schmutzflecken, und an manchen Stellen blättert sogar die Farbe ab.

Da war der Aufstieg vom Huttental — ausgezeichnete Würstchen, Wein einzwanzig — zum Rheingrafenstein. Vom Grafen war weit und breit nichts zu sehen. Dafür gab es Steine. Nicht nur oben, sondern schon auf dem Weg. Hätte ich bloß nicht die Schuhe mit den hohen Absätzen angezogen. Aber oben steht eine Bank. Gott sei Dank. Und der Walzer fällt mir ein, den ich nach der Polonaise auf dem Kies vor dem Musikpavillon tanzte. Für meinen Partner gab es keine Geschwindigkeitsbegrenzung mehr. In wildem Wirbel sah ich Menschen und Gegenstände vorbeihuschen, bei jedem Schritt flog mir eine Ladung Sand in die Schuhe; es war eine Orgie in Kies und Emil Waldteufel.

Ich bewege vorsichtig die Zehen. Gebrochen scheint nichts zu sein. Nur ein paar Kieskörner rieseln auf die helle Holzbank des Abteils. Mein Gegenüber bewegt sich im Schlaf. Er dreht sich in eine bequemere Stellung und legt mir seine Füße auf den Schoß. Das geht zu weit, und ich erhebe Protest. Für einen Moment öffnet er die Augen, starrt mich an. Dann nimmt er einen

Das Filmstudio berichtet

Bei allen wichtigen Veranstaltungen des Universitätsfestes waren die Kameras des Film-Studios dabei. Von der Frankfurter Paillard-Bolex Vertriebs GmbH., die einer Reihe von deutschen Universitäten und wissenschaftlichen Instituten leihweise die weltbekannten Kameras Bolex H 16 zur Verfügung stellte, hat auch vor einiger Zeit das Film-Studio eine solche wenig gebrauchte Kamera erhalten. Mit dieser und der vom psychologischen Institut ausgeliehenen Bolex H 16 sahen wir nicht nur die offiziellen Ansprachen, sondern belauschten auch die Pärchen beim Tanzen. Wir filmten die Rede des hessischen Ministerpräsidenten Zinn beim akademischen Festakt, sahen die Professoren beim Fußballspiel gegen die Dozenten der Universität Marburg, „störten“ Werner Fincks Monolog, bannten Pirandellos „Tonkrug“ auf den Film, suchten die besten Bilder der Gemäldeausstellung heraus und waren auch beim Abschlußball in der Festhalle dabei.

Mitgliederveranstaltungen: 15. und 16. Juli 1953: „Paris 1900“; 22. und 23. Juli 1953: „Der Untertan“ (W. Staudte); 29. und 30. Juli 1953: „Der Filmkomiker“ (2. Teil).

Sonderveranstaltungen: 8. und 9. Juli 1953: „Faust“ (F. W. Murnau); 25. und 26. Juli 1953: „Ekstase“ (G. Machaty).

Die Veranstaltungen finden mittwochs jeweils um 14, 16, 15, 18, 30, 21 Uhr und Donnerstags um 18, 30 und 21 Uhr statt.

An die Abonnenten des DISKUS

Ende dieses Semesters läuft ein Teil der Jahresabonnements auf den DISKUS ab. Denken Sie bitte rechtzeitig an die Verlängerung. Sie ersparen sich Ärger und uns Kosten und Mühe. Den Abonnementspreis können Sie bei unseren Verkäufern oder unserer Geschäftsstelle unter Abgabe des Bestellscheins einzahlen.

BESTELLSCHEIN

Liefere Sie mir bitte weiterhin den

DISKUS

Frankfurter Studentenzeitung

zum Preise von DM 1,— pro Jahr zuzügl. DM —,50 Zustellgebühr.

Den Abonnementspreis habe ich bezahlt.
werde ich überweisen.

Name:

Wohnort:

Postamt:

Straße:

tiefen Schluck aus der Weinflasche, murmelt sichtbar angestrengt „Verzeihung“ und ist sofort wieder eingeschlafen. Ich schaue seinem unsicheren Trinkmanöver bewundernd zu. Er dürfte eigentlich genug haben. Aber vielleicht ist er korporiert.

An meinen Strümpfen ringelt sich eine Laufmasche. Ich versuche sie mit Spucke festzuhalten. Sie läuft weiter. Aus dem Nebenabteil klingt Gröhlen und Geschrei. Ein älteres Semester reicht mir mit einer unmißverständlichen Handbewegung eine Weinflasche. Ich setze sie an den Mund und trinke ein paar Schlucke. Der Wein schmeckt schal und abgestanden. Und das ältere Semester ist gar keines, sondern ein Privatdozent für irgendeinen mittelrussischen Dialekt oder etwas ähnliches. Er ruft etwas herüber, was ich nicht verstehe, aber ich lache, und da ist er zufrieden.

Ich wende mich wieder dem Problem meiner Laufmasche zu. Aber in meinem Gehirn hat sich ein Gedanke festgesetzt, der mich nicht wieder losläßt: wo sind eigentlich unsere lieben Professoren gewesen? Niemand konnte sich erinnern, einen von ihnen in Bad Münster gesehen zu haben. Das Warum beschäftigt mich. Vielleicht wußten sie gar nichts vom Universitätsfest, oder sie haben auf eine schriftliche Einladung gewartet oder das Ganze für ein Kinderfest gehalten? Oder sie haben gedacht... ja, was haben sie sich eigentlich gedacht? Ich vermute den häßlichsten Fluch, den ich kenne und gebe es auf. Da bemüht man sich nun, etwas mit Geduld und Spucke zusammenzukleben, und bei der ersten Gelegenheit läuft alles wieder auseinander. Ich werde die Strümpfe am besten ausziehen, sonst gibt es einen bösen Riß, der nicht mehr zu reparieren ist.

Einer der Zecher aus dem Abteil des Privatdozenten stolpert durch den Gang. Er lehnt an der Wand und sieht mich aus gläsernen Augen an. „Eigentlich Schweinerei“, murmelt er und hebt die Weinflasche an den Mund, „eigentlich große Schweinerei. Wir saufen hier und in Berlin schießen sie — hick — die Arbeiter über'n Haufen.“ Er wankt in sein Abteil zurück. Mit der einen Hand klammert er sich an den Gepäcknetzen fest. „Eigentlich ganz große Schweinerei.“ Ich sehe zum Fenster hinaus und denke an Berlin.

Es ist langsam hell geworden. Ein Blick auf die Uhr: gleich halb fünf. Die ersten Frankfurter Vororte tauchen auf. In den Abteilen wird es munter. „Gib mir mal deinen Kamm, wir sind gleich da.“ Akademischer Festakt um zehn? Na, ohne mich. Ich gehe jetzt schlafen. Der Zug hält mit einem sanften Ruck. Hauptbahnhof. Ich stehe im Gang und lasse mich zur Wagentür schieben. Alle sehen blaß und übermüht aus. Das fahle Morgenlicht zeichnet häßliche blaue Schatten um die Augen. Bevor ich aussteige, setze ich mir meine Sonnenbrille auf.

moritz

Hochschulnachrichten

Frankfurt

Prof. Dr. Dr. h. c. Hanns Lewald, Basel, sprach am 17. Juni in der Vortragsreihe der juristischen Fakultät über „Fragen des internationalen Privatrechts in der Antike“. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm in feierlicher Form von Dekan Prof. Dr. Schlochauer die Urkunde über seine kürzlich erfolgte Ernennung zum „Doktor iuris h. c.“ überreicht.

Selbstverwaltung

Der Vertreter der Studentenschaft im Studentenwerk, Herr Hick, wurde vom Studentenparlament beauftragt, beim Studentenwerk über die neuen Mensa-Preise Beschwerde zu führen und dem Vorstand des Studentenwerks Abänderungsvorschläge zu unterbreiten.

Wer wissen will,
was in Sowjetrußland geschieht,
liest die

ANTIKOMMUNISTISCHE ZEITUNG

DEUTSCH-RUSSISCHE
STOSSRICHTUNG

DIE »DRS« BRINGT:

- Aufschlußreiche Unterlagen für die Beurteilung der politischen Situation in der Sowjetunion
- Tatsachenberichte über die heutigen Geschehnisse in der Sowjetunion
- Artikel über Strategie und Probleme des Kalten Krieges
- Berichte über den Widerstand in der sowjetischen Besatzungsarmee
- Deutsch-russische Beziehungen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

Einzelpreis DM 0,25

Im Jahresabonnement (12 Nummern) DM 2,40

Bestellungen durch: den Zeitungshandel oder die
VERTRIEBSABT. »D.-R. STOSSRICHTUNG«
Frankfurt am Main, Postfach 16-242

Das Parlament bewilligte für die WiSo-Fachschaft einen Betrag von DM 250,— zur Förderung des internationalen Werkstudentenaustausches. Während des Universitätsfestes wurde eine Solidaritätssammlung für die Kommilitonen in der sowjetischen Besatzungszone veranstaltet. Die Sammlung bei dem Vortrag von Dieter Spangenberg ergab DM 28,—, die Sammlung in Bad Münster DM 109,— und auf dem Abschlußball DM 230,—.



Ideen,

kluge Gedanken, Wachsamkeit, wiegen oft schwerer als Reichtum. Kola Dallmann beschwingt Geist und Körper und macht Müde in wenigen Minuten wach und gedankenfrisch.

KOLA DALLMANN
macht Müde mobil.

SCHACHTEL MIT 24 TABLETTEN. NUR M. 1,25
MIT LECHTIN M. 1,50 IN APOTHEK. U. DAGG.

Marburg

Am 10. Juli veranstaltet die **medizinische** Fachschaft für ihre Mitglieder einen **Sommernachtsball** auf dem ATV-Haus; der **Sommernachtsball** der **Wirtschaftswissenschaftlichen** Vereinigung findet im selben Hause am 18. Juli statt.

Die Demokratische Studentengruppe im B.D.S.V. veranstaltete vom 5. bis 7. Juni ein Seminar über die „Bedeutung der verschiedenen Wahlsysteme in der modernen Demokratie“, an dem Studenten aller deutschen Hochschulen teilnahmen. Es referierten Bundesverfassungsrichter Prof. Leibholz, Göttingen, Min.-Rat Walk, Wiesbaden und Prof. Ebbinghaus, Marburg.

Die nächste Premiere der Studentenbühne findet am 7. Juli 1953, 20 Uhr, im Ernst-v.-Hülssen-Haus statt. Es werden drei **Einakter** von Thornton Wilder, „Königinnen von Frankreich“, „Das lange Weihnachtsmahl“ und „Glückliche Reise“, aufgeführt.

Der **Ältestenrat** entschied, daß die Volkswirtin Fräulein v. Stein als gewählte Fakultätsälteste der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät gelten soll. Da in der Verfassung der Studentenschaft außerdem ein Vertreter der volkswirtschaftlichen Fachschaft im Ältestenrat vorgesehen ist, ist nach Entscheidung der Ältesten cand. rer. pol. Teutul Mitglied des Ältestenrates geworden. Dadurch sind die Juristen ohne Vertretung im Ältestenrat, der beinahe nur Rechtsfragen zu entscheiden hat, obwohl die beiden juristischen Kandidaten mehr Stimmen erhielten als Herr Teutul. Um solche Verwicklungen künftig zu vermeiden, hat der Ältestenrat dem ASTA empfohlen, eine Verfassungsänderung vorzuschlagen.



RÖMER

KLISCHEES

- Strichätzungen
- Farbätzungen
- Autotypien
- Galvanos
- Rotaprintfolien
- Matern-Stereos

RÖMER KLISCHEEANSTALT GMBH FRANKFURT/IM
Mainzer Landstraße 216
Ruf 34672

In **LONDON** lernt man **ENGLISCH**
bei **GREGORY'S school of English**

9, Oxford Circus Avenue 231, Oxford Street,
LONDON, W. 1 · Tel. GER 0158

Kurse für das Cambridge University
Certificate of Proficiency in English
Handelskurse Privatstunden

FERIENKURSE

vom 20. 7. zu ermäßigten Preisen
Intensives Studium in kleinen Gruppen

Hochschulfest der T. H. Darmstadt

Schon am Samstag spazierte allerhand fremdgesichtiges Publikum durch das Hochschulgebäude, mit neugierigen Blicken musterte es die hitze-müden Studenten, die herumschlischen, oder den akademisch dreinblickenden Assistenten, der eiligen Schrittes einen Flur entlang eilte. Es war ein „Tag der offenen Tür“ für die Darmstädter Bevölkerung und die Eltern der Studenten.

Zur Eröffnung hielt Prof. Walther einen Vortrag über „Elektronisches Rechnen für Jedermann“. Anschließend führte er seinen Hörern im Institut für Praktische Mathematik die modernen „Rechenknechte“ persönlich vor. In weiteren Vorträgen wurden „Neues Wohnen“ und „Das Elektronenmikroskop“ behandelt. Am Abend führten Hochschulchor und -orchester unter Leitung von Prof. Maguerre Haydns D-Dur-Messe auf.

Beim Hochschulsportfest am Sonntag wurden vor allem in Leichtathletik hervorragende Leistungen erzielt. Auf dem Fußballplatz spielten Studenten gegen die Darmstädter TSG. (Die wichtigsten Ergebnisse sind im Sportteil angeführt.)

Abends gab es einen großen Abschlußball in der Otto-Berndt-Halle mit Rektor, Bierzelt, 3 Kapellen, der (bei den Darmstädter Studenten üblichen) Damenknappheit etc., Dozenten waren kaum zu sehen, nicht einmal im Bierzelt. Verlost hat man auch einiges, als ersten Preis einen Zeichentisch. Hoffentlich hat ihn kein Biologe oder sonstiger unbezirkelter Studiosus erwischt.

I. S.

Universitätsbuchhandlung BLAZEK & BERGMANN

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 · Tel. 93633 u. 95264

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten

**Jura, Wirtschaftswissenschaften,
Medizin, Technik,
Naturwissenschaften**



AEG

Das Tonbandgerät
Magnetophon
KL 15/D
mit Lautsprecher und Verstärker

überall
zur Aufnahme und Wiedergabe
bereit

6107

ALLGEMEINE ELEKTRICITÄTS-GESELLSCHAFT

Zur Baupolitik der Universität

In der letzten Ausgabe des DISKUS bat mein Vorgänger im Amt des AstA-Vorsitzenden, Herr cand. rer. nat. Werner Müller-Warmuth, um Aufklärung über die Baupolitik der Universität und Einwirkung des Bauausschusses auf diese Frage.

Als studentischer Vertreter bei den letzten Sitzungen dieses Ausschusses möchte ich im Folgenden nicht nur auf die von Herrn Müller-Warmuth beanstandeten Maßnahmen eingehen, sondern im Interesse einer allgemeinen Information die in der nächsten Zeit zu erwartenden Um- und Neubauten innerhalb der Universität zur Diskussion stellen.

Es wird zunächst interessant sein, über die Zusammensetzung und die Kompetenzen des Bauausschusses einiges mitzuteilen. Diesem Ausschuss präsidiert der jeweilige Rektor; ihm gehören weiter an der geschäftsführende Vorsitzende des Kuratoriums, Vertreter des Landes Hessen und der Stadt Frankfurt, Mitglieder des Großen Rates und der Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Vertreter aller Fakultäten und zwei Mitglieder des AstA. Aufgabe des Ausschusses ist die Genehmigung eines Gesamtbebauungsplanes. Die technische Planung und Ausführung in den Einzelheiten bleibt dem Universitätsbauamt überlassen. Sache des Ausschusses ist dagegen, die Reihenfolge der einzelnen Bauvorhaben, ihren Umfang und die Höhe der Kosten festzusetzen.

Bis vor kurzem — nämlich bis zur Neubesetzung der Stelle des Universitätsbaudirektors — herrschten über die Grundkonzeption des Wiederaufbaus verschiedene, einander widerstrebende Ansichten. Pläne für den Aufbau und die Erweiterung der einzelnen Institute und das Hauptgebäude lagen nur zu einem Teil abgeschlossen vor. Deshalb kam es erst in der letzten Bauausschusssitzung, im Januar dieses Jahres, zur Beschlußfassung über einen Generalbebauungsplan.

Einstimmigkeit bestand darüber, daß die erste Aufgabe des folgenden Bauabschnitts der Abschluß der Wiederherstellung des Hauptgebäudes sein müsse. Dieser Beschluß erklärt sich damit, daß von rund 5500 immatrikulierten Studenten mindestens 80 Prozent dieses Gebäudes benutzen. Es verstand sich, daß zugleich mit den dringlichen Ausbesserungsarbeiten eine Reihe von Umbauten vorgenommen werden konnte, über deren Notwendigkeit seit Jahrzehnten kein Zweifel bestand. An der zweckmäßigen Konstruktion des Jügelhauses hatte schon im Jahre 1913 eine Denkschrift des Bundes Deutscher Architekten scharfe Kritik geübt. Es hieß dort u. a.:

Dazu kommt als einer der bedenklichsten Einwände die Unzulänglichkeit des Jügelhauses als Kollegiengebäude. Schon der Haupteingang erweist sich als zu eng und den baupolizeilichen Vorschriften widersprechend...

Auf der ganzen Anlage lastet von Anfang an der Fluch, daß man auf einem viel zu eng begrenzten Grundstück den weitgehendsten Anforderungen an eine Hochschule genügen wollte... Wir beschränken uns darauf, festzustellen, daß das Jügelhaus in seinem Grundriß bereits verfehlt und als Kollegiengebäude ungeeignet ist!

Besonders der Umbau des Eingangs ist also im Laufe der Jahre zu einer immer dringlicheren Notwendigkeit geworden, vor allem wenn man bedenkt, daß das Hauptgebäude ursprünglich auf einen Besuch von nicht mehr als 2000 Studenten berechnet war, und diese Zahl sich heute mehr als verdoppelt hat. Es war nur natürlich, daß zusammen mit diesem Umbau, der Erweiterung der Eingangshalle, des Philosophischen Seminars im I. Stock und der technischen Ausstattung des größten Hörsaals der Universität (Entlüftungs- und Lautsprecheranlagen) auch die Verlegung des Rektorats an seinen neuen, zentralen Platz erfolgte. Diese Behörde vermittelt an erster Stelle den Verkehr der Universität mit der Außenwelt, und ihre bisherige Unterbringung war für diesen Zweck denkbar ungeeignet.

Im übrigen ist es nicht zutreffend, daß über diesen Arbeiten die Baupläne der anderen Fakultäten vernachlässigt worden wären. Gleichzeitig mit den Arbeiten am Hauptgebäude ist die neue Anatomie, das Haus der Physikalischen Chemie errichtet worden und der Ausbau des Instituts für Mineralogie geschehen. Inzwischen sind auch die Pläne für den Komplex der Institute für Botanik, Zoologie und Anthropologie, auf dem Gelände der ehemaligen Rothschild'schen Villa hinter dem Palmengarten, für das Geologische Institut und das Amerika-Institut in der Senckenberg-Anlage und für die Institute für Pharmakologie und Lebensmittelchemie in der Robert-Mayer-Straße baureif entwickelt worden und werden zum Teil bereits ausgeführt. Für die Vorbereitung dieser Pläne waren umfangreiche Konsultationen bei den verschiedenen damit zusammenhängenden Schwesterinstituten und den künftigen Benützern notwendig. Daraus erklärt sich die Verzögerung des Baubeginns, der angesichts der kläglichen Unterbringung mit Ungeduld erwartet wurde.

Besondere Schwierigkeiten stehen den Erneuerungsarbeiten auf den Grundstücken der Senckenbergischen Stiftung und des Physikalischen Vereins entgegen. Hier ist nicht der Bedarf und seine Finanzierung primär, sondern die komplizierten Rechtsverhältnisse, die dem Bauamt nur die technische Durchführung, nicht aber die Gesamtplanung erlauben. So sind den

Universitätsbehörden praktisch die Hände gebunden. Kürzlich ist aber eine Übereinkunft mit dem Vorstand des Physikalischen Vereins erzielt worden in dem Sinn, daß vor der Bereitstellung einer ausreichenden Gesamtsumme, die eine zügige Fertigstellung gestattet, keine weiteren Bauarbeiten in Angriff genommen werden. Bisher sind ca. 1,1 Millionen DM zur provisorischen Wiederherstellung und Aufstockung des Gebäudes verbraucht worden. Der Voranschlag der Eigentümer nimmt eine Summe von weiteren 1,5 Millionen als notwendig an. Wer aber dies merkwürdige Haus einmal von innen gesehen hat, wird sich fragen, ob man nicht besser mit dieser beträchtlichen Summe ein neues und zweckmäßiges Institutsgebäude errichten sollte.

Die Zuschrift von Herrn Müller-Warmuth kritisiert neben der zeitlichen Reihenfolge der Bauausführungen vor allem die Inaktivität des Bauausschusses in der Bestimmung des Stils der Umbauten am Hauptgebäude, vor allem seines Eingangs. Dazu ist folgendes zu bemerken: Die architektonische Ausgestaltung der Bauten liegt in den Händen des Baudirektors. Die Stilfrage ist also eine Angelegenheit des Vertrauens, das man dem dazu Ernannten entgegenbringen muß. Das schließt nicht aus, daß der Bauausschuß die Möglichkeit der Intervention hat, resp. der Senat seine Einwendung geltend machen kann. Pläne und Zeichnungen haben indessen vorgelegen, ohne daß vorher oder nachher ein offizieller Protest dagegen erhoben worden wäre.

Richtig beobachtet hat Herr Müller-Warmuth allerdings, wenn er das Gedränge vor den Anschlagtafeln beim Sekretariat, vor allem in den Wochen der Rückmeldung, moniert. Hierzu seien einige Verbesserungsvorschläge gemacht: Die gesamte Rückmeldungoperation sollte wieder — nach einer Besprechung zwischen den beteiligten Stellen: Sekretariat, Quästur, Studentenwerk, AstA, Studienberatung — in einem einheitlichen Geschäftsgang und in einem besonderen Raum abgewickelt werden. Wenn infolge des Raummangels in der Universität selbst kein Platz zur Verfügung gestellt werden kann, so ist hierfür sicher ein Raum im Studentenhaus freizumachen. Vielleicht hat man bei Beratung über den Gesamtbebauungsplan schon daran gedacht, ein eigenes Gebäude für die gesamten Verwaltungsaufgaben zu errichten, das Kuratorium, Sekretariat, Quästur, Bauamt, Studentenwerk, die Dekanate und vielleicht ein eigenes Universitätspostamt aufnehmen könnte. Die freiwerdenden Räume im Jügelhaus würden sofort als Hörsäle und Seminare Verwendung finden, vielleicht auch für die Zentralgarderobe, die bisher an keiner Stelle sinnvoll unterzubringen ist.

In der eingangs zitierten Denkschrift heißt es: Zu den ersten unerläßlichen Forderungen an ein Kollegiengebäude gehört eine bequeme Kommunikation, sowohl innerhalb der einzelnen Geschosse als auch untereinander!

Diese „Kommunikation“ hat man vor zwei Jahren bei der Planung des neuen Wirtschaft- und Sozialwissenschaftlichen Seminars aufs neue vergessen. Denn von dort zu dem Juristischen Seminar gelangen will — und dieser Gang ist für die Angehörigen beider Fakultäten wechselseitig fast täglich notwendig — der muß zunächst zwei Stockwerke abwärtssteigen, um dann in einem andern, entfernten Flügel des Gebäudes wieder die Treppe aufwärts zu benutzen. Hier wäre es dringend notwendig, eine direkte Verbindung zu schaffen, selbst wenn sie auf einer Balustrade in der Höhe der jetzigen Dachgeschosse verlief.

Sicher ist es ein Fehler, daß der Bauausschuß so selten zusammentritt. Würde er sich häufiger mit unseren Vorschlägen und mit den einzelnen Bauproblemen befassen, so käme es kaum zu der dumpfen Mißstimmung, die aus den Zeilen der zitierten Zuschrift spricht.

Günther Gruppe

1) Die Planung von Universitätsbauten für Frankfurt. Denkschrift, herausgegeben von der Ortsgruppe Frankfurt des Bundes Deutscher Architekten. Bearbeitet von Claus Mehs, Architekt VDA und Dr. phil. Fritz Rupp. Seite 11—13.

2) a. a. O., S. 10.

Fackelzug

Eine stattliche Anzahl fackeltragender Medizinstudenten zog am Donnerstag, dem 18. Juni, angeführt von einer Blaskapelle, vom Städtischen Krankenhaus in Sachsenhausen in die Humperdinckstraße, um Herrn Professor Dr. F. Hoff, dem Direktor der I. Medizinischen Klinik, dafür zu danken, daß er dem Ruf nach München nicht gefolgt ist, und brachte ihre Freude darüber zum Ausdruck, daß ihnen Professor Hoff weiterhin als Lehrer, Arzt und Mensch erhalten bleibt.

In seiner lebenswürdigen, feinen Art dankte Professor Hoff den Studenten für ihre Ovationen, mit denen ein alter, schöner Brauch wieder aufgelebt sei; er erklärte, der Entschluß, den verlockenden Ruf nach München abgelehnt zu haben, sei ihm nicht leicht geworden. Er habe jedoch seinen hiesigen Arbeitsbereich

Parlamentsbericht

Vereinhalb Stunden tagte das Frankfurter Studentenparlament am Abend des 25. Juni.

Im Mittelpunkt stand die Annahme der folgendend Resolution:

In den Tagen, in denen in Ostberlin und in der sowjetisch besetzten Zone deutsche Menschen um ihre Freiheit ringen und durch die Gewaltmaßnahmen eines verbrecherischen Regimes ihr Leben lassen müssen, richten die freiheitlich gesinnten Studenten der Frankfurter Universität ihre besondere Aufmerksamkeit auf die Geschehnisse hinter dem eisernen Vorhang.

Getragen von dem Gedanken, daß die Gesamtheit der Frankfurter Studentenschaft diesen Geschehnissen mit stärkster Anteilnahme gegenübersteht, beschließt das Frankfurter Studentenparlament als oberstes Organ der Studentenschaft folgende Resolution an die Öffentlichkeit diesseits und jenseits des Eisernen Vorhangs zu richten:

Wir, die Studentenschaft der Johann Wolfgang Goethe-Universität, fühlen uns mit den um ihre Freiheit ringenden deutschen Brüdern im Osten auf das engste verbunden und sind von dem heißen Wunsch erfüllt, daß ihr Freiheitskampf sie von dem verbrecherischen Regime befreien möge, damit ein einiges Gesamtdeutschland in Freiheit erstehen kann. Wir erklären uns bereit, unseren Brüdern nicht nur diese moralische Unterstützung zukommen zu lassen, sondern auch durch Spenden jede nur mögliche Hilfe zu leisten.

Wir sind auf das tiefste erschüttert darüber, daß die Werkzeuge einer verbrecherischen Politik mit einem Kugelregen diesen Freiheitswillen niederdrücken wollen und verurteilen diese Gewaltmaßnahmen, die wir für glatten Mord halten, auf das schärfste. Wir empfinden tiefe Trauer um die Toten dieses Freiheitskampfes und Mitgefühl für diejenigen, die ihre Gesinnung mit dem Verlust ihrer Freiheit bezahlen mußten.

Wir geben unserer Hoffnung Ausdruck, daß der Wille zur Freiheit bei unseren Brüdern ungebrochen ist, weil wir glauben, daß dieser Wille nicht mit verbrecherischen Gewalttaten unterdrückt werden kann.

Bei der Abstimmung über die Resolution enthielten sich vier Parlamentarier der Stimme. Als der Sprecher des Parlaments die Anwesenden aufforderte, sich zum Gedenken der Opfer des Aufstandes von den Plätzen zu erheben, blieb eine Zuhörerin, Angehörige der verbotenen FDJ, sitzen, während ein Parlamentsmitglied sich sofort wieder hinsetzte. Der Antrag, die beiden wegen ungebührlichen Verhaltens aus dem Raum zu verweisen, wurde vom Sprecher abgelehnt, mit der Erklärung, es müsse jedem einzelnen überlassen bleiben, ob er sich erheben wolle oder nicht. Das Parlamentsmitglied begründete sein Verhalten damit, es habe sich „nicht der Masse anschließen“ wollen.

Im weiteren Verlauf der Sitzung empfahl das Parlament auf Vorschlag des Sportausschusses, den Sportbeitrag von 5 auf 3 DM herabzusetzen und diese Beträge nur für den freiwilligen und den Wettkampfsport, nicht aber für die Anlage von Sportstätten zu verwenden. — Ferner wurde eine neue Geschäftsordnung für das Parlament genehmigt. — Das Haus sprach sich gegen einen Senatsbeschluß aus, der die Gründung eines eingetragenen Vereins für die künftige Verwaltung des Studentenhauses vorsieht. Man war der Ansicht, daß ein Studentenhaus in erster Linie vom Studentenwerk zu verwalten sei, und daß diese Lösung auch in finanzieller und verwaltungstechnischer Hinsicht zweckmäßig sein werde. Ein Ausschuß wurde eingesetzt, der sich um die Wiederaufhebung des erwähnten Senatsbeschlusses bemühen soll. — Der AstA erhielt die Genehmigung, in einem Brief an den geschäftsführenden Kurator dagegen zu protestieren, daß dieser ohne die Zustimmung des AstA von dessen Sonderkonto 800 DM zum Begleichen einer Rechnung überwies, die nicht auf den AstA ausgestellt war.

Der AstA teilte mit, daß er mit dem Kultusministerium in Wiesbaden verhandelt, um den aus der Sowjetzone geflüchteten Studenten ebenfalls die Vorteile des Hessenerlasses zukommen zu lassen.

Die Erklärung des AstA-Vorsitzenden, daß das Universitätsfest trotz des Aufstandes in Ostberlin nicht abgesagt worden sei, weil der AstA das dann entstandene Defizit in Höhe von 4 000 DM nicht hätte tragen können, nahm das Haus ohne Rückfrage zur Kenntnis.

Den Inhalt der Mai-Ausgabe des DISKUS unterzog der 2. AstA-Vorsitzende heftiger Kritik. Er stellte fest, daß fünf Artikel die studentische Selbstverwaltung angreifen; irgendwelche positiven Beiträge zu diesem Thema seien bisher im DISKUS nicht zu finden gewesen.

Erneut kann die Entschuldigung des Parlamentariers zur Verhandlung, der als Begründung für sein Fernbleiben von der vorletzten Parlamentssitzung schriftlich mitgeteilt hatte, er ginge in ein anderes Theater. Ein Antrag auf Nichtbefassung erledigte die Angelegenheit. Er wurde damit begründet, daß sich das Parlament lächerlich macht, wenn es die Dinge zu ernst nimmt.

Ein Antrag des AstA, durch eine Umfrage festzustellen, welche Parlamentsmitglieder am Festakt des Universitätsfestes teilgenommen haben, wurde abgelehnt.

Der AstA-Vorsitzende fragte den Sozialreferenten, ob er nach seinen Differenzen mit dem Vorstand anlässlich der Vorbereitung des Festes noch im AstA mitarbeiten wolle. Nach einer ausgiebigen Debatte, in der die Verdienste des Sozialreferenten hervorgehoben wurden, wurde das Einvernehmen zwischen den Beteiligten wieder hergestellt.

K.-H. L.

in der relativ kurzen Zeit so liebgewonnen, daß die Entscheidung letzten Endes nicht anders ausfallen konnte.

Freudig nahmen die Mediziner die überraschende Einladung von Professor Hoff an, seine Gäste zu sein; er setzte sich an die Spitze des malerisch illuminierten Zuges und führte die mittlerweile Durstigen in ein Lokal, in dem die Feier fortgesetzt wurde.

E. K.

Auch für Sie
ist der Führerschein unentbehrlich!

Benutzen Sie die günstige Gelegenheit und lassen Sie sich von mir beraten, wie Sie ohne Zeitverlust den Führerschein erwerben können. Tragen Sie sich unverbindlich in die im Asta ausliegende Liste ein oder rufen Sie 32640 oder 12826 an.

Fahrschule H. SCHÄFERS, Frankfurt-M.



The British Centre
„Die Brücke“
Frankfurt a. M., Friedrich Ebert-Str. 48
Tel. 3 22 86 u. 3 37 94

British Centre ist eine Einrichtung zur Förderung kultureller und geistiger Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland. Es umfaßt Bibliothek mit nahezu 11 000 Bänden aus allen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst, Biographien, schöpferische Literatur klassischer und moderner englischer Autoren in Englisch und in Übersetzung zur Ausleihe; die Abtlg. Nachschlagewerke mit Lexika, Enzyklopädien, Wörterbücher usw.

Lesesaal mit ca. 100 Tageszeitungen, Zeitschriften der verschiedensten Wissens- und Fachgebiete, auch illustrierte, Frauenmagazine usw.; kleine französische Abteilung; die Londoner Morgenzeitungen treffen gegen 15 Uhr am Erscheinungstage ein.

Vortragssaal, in dem in regelmäßigen Abständen Vorträge über die verschiedensten britischen Belange von bekannten englischen und auch deutschen Persönlichkeiten teils in Englisch, teils in Deutsch gehalten werden.

Kinosaal, in welchem täglich um 14, 15.30 und 17 Uhr in wöchentlichem Wechsel eine ca. einstündige Vorführung von Dokumentar- und Kulturfilmen stattfindet. Bitte, fordern Sie das Monatsprogramm an.

„Die Brücke“ schließt vom 2. bis 23. August 1953 einschließlich. Entlehene Bücher bitten wir wegen Inventurarbeiten bis spätestens 20. Juli an unsere Bibliothek zurückzugeben.

1868 **85 Jahre** 1953

Die Buchhandlung für den Mediziner

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10
Gartenstraße 134 · Telefon 61993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134, Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken



„Nomen est omen“ dachte die Bundesbahnbehörde und schickte den Studenten für die Fahrt nach Bad Münster den Sonderzug „Sorgenbrecher“.



Die akademische Massen schunkelten schon vor dem Bahnhof. Erhob der Bürgermeister den Zeigefinger: „Vergessen Sie nicht, Sie sind in einem Kurort!“

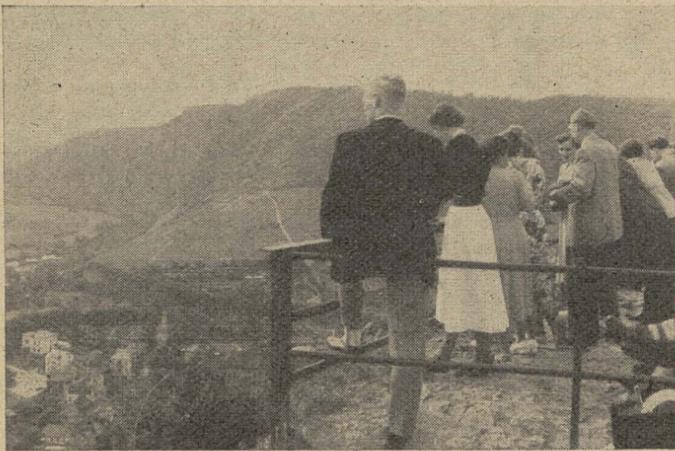


Ratlos standen sie herum. Was tun? Fragen wir den Stadtplan.



Eine Kahnpartie des AstA. Am Ufer bemerkte ein Ignorant: „Genau wie sonst, der Chef sitzt vorne dran und tut nichts.“

*Ein Mittag,
ein Abend,
ein Morgen
in
Münster am Stein*



Die Mutigsten bestiegen den „Stein“. Sie meinten, den Mount Everest bewältigt zu haben.



In Bad Münster ist man bescheiden, diesen Felsbrocken, der sich 126 Meter über den Ort erhebt, nennt man „Stein“: Bad Münster am Stein.



Interessanter Ausblick!

Die mit ihrer Bolex müssen natürlich überall dabei sein!

Tanz im Kurpark auf Lampion-umkränzttem Parkett.



Bilder: SWB